Männer und Frauen.

I.

Am Zürcher-See.

Eine der Hauptzierden der Schweiz ist der Zürcher-See, dessen reizende Ufer mit unzähligen Dörfern und Landhäusern besetzt sind. In dem blanken See, eine halbe Stunde von Rapperswyl entfernt, liegt die kleine blühende Insel Ufrau, der Wallfahrtsort fast aller Reisenden, die das Land der Alpen besuchen.

Es war zu Anfang Juni des Jahres 1854, als ein junger Mann sich anschickte, diese Insel zu verlassen. Er trug die gewöhnlichen Kleider der Touristen: einen Strohhut mit flatterndem Bande, einen leichten grauen Rock und Pantalons und Weste von demselben Stoffe und derselben Farbe. Ein weißes Hemd, dessen breiter Kragen nachläßig umgeschlagen, ward von einem leichten Tuche an

dem Halse zusammengehalten. Das von der Sonne gebräunte Gesicht hatte interessante, männliche Züge; ein krauser brauner Bart beschattete die Oberlippe und ein Henri quatre von der schönsten Form schmückte das Kinn. In dem schönen großen Auge leuchtete Unbefangenheit, aber auch eine Energie, die dem Reisenden in der Schweiz nicht fehlen darf, wenn er sich der Naturschönheiten in vollem Maße erfreuen will.

Der junge Mann, einen leichten Tornister auf dem Rücken und einen starken Wanderstab in der Hand, trat an das Ufer und winkte seinem Schiffer, der ruhig in seinem Kahne saß und mit Angeln beschäftigt war. Der Mann bemerkte das Zeichen nicht sogleich; er gab sich seiner Beschäftigung mit jener Vorliebe hin, die den Bewohnern des Seeufers eigen zu sein pflegt. Der Reisende wollte seinen Willen durch lautes Rufen zu erkennen geben, als ein zweites Boot in die Bucht einlief, die man zum Landungsplatze eingerichtet hatte. Das Boot war elegant gebaut und mit einem Zeltdache von bunter Leinwand versehen. Zwei kräftige Bursche ruderten, und im Hintertheile des zierlichen Fahrzeugs, das wie ein Schwan durch die stille Fluth schoß, saß eine Dame, die das Steuerruder regierte. Ein junges Bauernmädchen stand in der Mitte des Bootes.

Diese Erscheinung war zu interessant, als daß sie die ganze

Aufmerksamkeit des Reisenden nicht fesseln sollte; er unterließ es, seinen Schiffer herbeizurufen.

Das zierliche Boot langte zu seinen Füßen an. Die Dame sprang besorgt auf die Treppe, ertheilte den beiden Schiffern den Befehl, eine halbe Stunde zu warten und stieg dann zu der Terrasse hinan, wo unser Reisender stand. Die Bäuerin, ein starkes, blühendes Mädchen, folgte ihr.

Der junge Mann hatte jetzt keine Eile mehr die Rückfahrt anzutreten. Unwillkührlich zog er seinen Strohhut zum Gruße, als die Dame an ihm vorüberging. Diese dankte und seltsamer Weise mit einer Ueberraschung, die an Bestürzung grenzte. Sie wandte sich noch einmal zurück, um den Fremden zu beobachten, der ihr in Spannung nachsah. Jetzt kam auch die Bäuerin; diese verrieth einen leichten Schrecken, als sie an dem Fremden vorüberging. Starr sah sie ihm in das Gesicht. Die Dame hatte sie erwartet; beide vereinigten sich und sprachen lebhaft miteinander. Der Gegenstand ihres Gesprächs ist offenbar der Fremde. Zögernd verschwanden die beiden Frauen hinter einem Gebüsche.

Wie ihr Benehmen, hatte die Dame selbst das höchste Interesse des Reisenden erregt; sie war nicht nur jung, sondern auch reizend schön. Ihre Toilette verrieth, daß sie trauerte. Ein Kleid von schwarzer Seide schloß den schlanken, eleganten Körper ein. Eine Flormantille von grauer

Farbe bedeckte die Schultern. Unter dem schwarzen Amazonenhute, der dem ovalen, etwas bleichen Gesichte köstlich stand, fiel eine Fülle schwerer, dunkelblonder Locken herab. In der Hand trug sie einen schwarzen Sonnenschirm, den sie als Stock zu benutzen schien.

— Seltsam! murmelte der Reisende vor sich hin. Es ist noch früh, ich komme noch zeitig genug nach Rapperswyl — was hält mich ab, den Grund des Erstaunens zu erforschen, das die trauernde Dame bei dem Erblicken meiner Person äußerte? Vielleicht bietet sich mir ein Abenteuer! fügte er lächelnd hinzu.

Rasch folgte er dem Wege, den die beiden Frauen eingeschlagen hatten. Bald sah er sie zwischen den blühenden Gebüschen, die golden von der sinkenden Abendsonne beleuchtet wurden. Die Gegend war still wie ein Gotteshaus; kein Bewohner der Insel, kein Fremder zeigte sich. Die Ulmen warfen lange Schatten auf den frischen, saftigen Rasen, der wie ein grüner Teppich den Boden bedeckte.

Als der Reisende ein Wäldchen betrat, sah er die Dame lesend auf einer Steinbank, die an dem Stamme eines riesigen Baumes stand. Die dicht belaubten Bäume waren so fest in einander verschlungen, daß sie ein duftiges Dach bildeten. Eine milde Dämmerung herrschte in dem stillen Haine.

Die Dame wurde durch die Bäuerin auf das Nahen

des Fremden aufmerksam gemacht. Sie legte das Buch bei Seite. Dann erhob sie sich. Wer beschreibt das Erstaunen des Fremden, als er sah, daß sie ihm entgegen kam. Sie wollte vorübergehen, eine wunderbare Gewalt hemmte ihre Schritte.

— Mein Gott, mein Gott! rief sie leise aus.

Der Fremde blieb stehen und zog seinen Hut. Das entblößte, männlich schöne Haupt vermehrte die Verwirrung der Trauernden.

— Verzeihung, mein Herr; ich muß Sie sprechen! flüsterte sie, und ihre wunderbar schönen und glänzenden Augen hafteten auf dem Reisenden, der betroffen vor ihr stand.

— Ich werde glücklich sein, Sie zu hören! antwortete dieser mit seiner klangvollen Stimme.

— Auch die Stimme, die Stimme! rief die Dame. Mein Herr hatten Sie einen Bruder?

— Nein.

— Wer sind Sie? O, Verzeihung, meine Frage mag indiskret erscheinen . . .

— Immerhin, ich beantworte sie gern.

— Nennen Sie mir Ihren Stand und Ihren Namen! bat sie dringend, fast befehlend.

— Ich bin Maler, heiße Julian Maaß, habe bisher in Düsseldorf gewohnt und reise durch die Schweiz nach

Italien. Jetzt wissen Sie Alles von mir, was ich selbst weiß. Doch, meine Dame, ich habe vorhin schon bemerkt, daß ich Ihnen, obgleich wir uns das erste Mal sahen, auffallend erscheine. Ein gewöhnlicher Mensch, wie ich bin, muß sich darüber wundern . . .

— Ihre Offenheit kann ich nur durch Offenheit vergelten. Ich bin seit zwei Jahren Wittwe; dies ist das Grab meines Mannes — sie zeigte nach einem weißen Steine, der durch eine lebendige Hecke eingeschlossen ward — fast täglich besuche ich die Ruhestätte des Geliebten — heute tritt mir in Ihrer Person der Doppelgänger des Unvergeßlichen entgegen — nun kennen Sie den Grund meiner Annäherung.

Die reizende Wittwe, die kaum vierundzwanzig Jahre zählen mochte, trocknete eine Thräne, die wie ein Thautropfen in den seidigen Wimpern perlte.

Der Maler war im Anschauen des holden Wesens versunken. Als Künstler wußte er die vollkommene Schönheit der Wittwe besser zu beurtheilen, als ein Laie. Wer hätte wohl geglaubt, daß diese echt jungfräuliche Dame schon die verzehrenden Wonnen der Liebe gekostet und den nagenden Schmerz um den Gatten in sich trüge, dessen Grab sie täglich besuchte! Der Maler hatte sich nicht getäuscht, wenn er auf ein Abenteuer gerechnet, es bot sich ihm ein solches, und zwar in der pikantesten Form. Ju-

lian müßte nicht eine wahre Künstlernatur gewesen sein, wenn er die so seltsam angeknüpfte Bekanntschaft nicht fortgesetzt hätte.

Die Wittwe zeigte in der Unterhaltung die Gewandtheit der feingebildeten Dame, als sie sich von dem ersten Erstaunen erholt hatte; sie war zurückhaltender und eine leise Melancholie schien sich ihrer zu bemächtigen, wodurch ihrem ganzen Wesen ein neuer unbeschreiblicher Reiz verliehen ward. Der Verfasser müßte von Rosenlippen, Perlenzähnen, edel gebogener Nase, Lilienwangen, einem Grübchen im Kinn, Alabasterstirn, Veilchenaugen und blonder Haarfluth sprechen, wenn er nach der hergebrachten Manier der Novellisten sich in beschreibenden Phrasen ergehen wollte. Die Leser mögen sich versichert halten, daß die Wittwe eine außerordentliche Schönheit war, und daß das kritische Auge des Malers keine Makel fand. Ueber ihre geistigen Vorzüge und Schwächen erlaubt sich der Verfasser kein Urtheil, er überläßt es dem Leser, indem er sich bemüht, eine getreue Schilderung zu liefern.

Die angeknüpfte Unterhaltung ward von beiden Seiten eifrigst fortgesetzt. Man kam bei dem Grabe an. Ein prachtvolles Alabasterkreuz stand auf dem mit blühenden Gewächsen geschmückten Hügel. Die Bäuerin hatte die kleine Thür in der niedern Umzäunung geöffnet und begoß die Blumen. Bei dem Nahen der Herrin stellte sie

ihre Beschäftigung ein und entfernte sich. Die Wittwe betrachtete einige Minuten sinnend die duftende Grabstätte: es sprach sich ein ruhiger, wehmüthiger Schmerz in ihren zarten Zügen aus. Julian wagte es nicht, dieses stille Todesopfer zu unterbrechen, das nach zwei Jahren noch so andächtig vollbracht wurde. Wie mußte die Gattin den Gatten geliebt haben! Julian dachte unwillkührlich an die indischen Wittwen, die sich lebendig verbrennen um dem todten Manne zu folgen. Ob diese Wittwe in dem ersten Schmerze dazu fähig gewesen?

Die Wittwe sah den Maler plötzlich an, als ob sie aus der Aehnlichkeit desselben mit dem Betrauerten einen Trost schöpfen wollte, dessen sie bedürftig zu sein schien. Ein leichtes Roth überflog ihre Wangen, der Eindruck war zu natürlich, den der Doppelgänger des Verstorbenen hervorbringen mußte.

— Madame, Sie haben Ihrem Gatten eine köstliche Ruhestätte erkoren, begann Julian. Er schlummert unter Ulmen und Blumen mitten im See, und, wenn ich nicht irre, in der Nähe des unglücklichen Ulrich von Hutten.

— Hutten liegt dort; beide bedeckt eine Erde. Ach, ich kann wohl sagen, daß das Geschick meines Gatten dem Hutten's ähnlich ist. Horst von Elm hatte mit tückischen Verwandten zu kämpfen; ich klage nicht grundlos an,

wenn ich behaupte, daß die Sippschaft die Schuld an seinem Tode trägt. Ach, es gibt böse Menschen in der Welt!

— Ich bedauere, daß Sie so traurige Erfahrungen gemacht haben!

— Leider! Und darum lebe ich einsam und zurückgezogen von der Welt.

— Sie handeln nicht recht gegen sich selbst und die Welt.

— Mein Herr, in dem Umgange mit einem Todten liegt für das trauernde Gemüth ein wunderbarer Reiz. Babet schließe die Thür!

Sie traten den Rückweg nach dem Ufer an.

— Darf ich sie begleiten? fragte Julian.

— Sie kommen meinem Wunsche zuvor, mein Herr. Die Unterhaltung mit Ihnen erhöht die Illusion, die ich mir selbst geschaffen habe. Ist mir doch, als ob Horst zur Erde zurückgekehrt wäre.

— Demnach muß die Aehnlichkeit eine so große, außerordentliche sein . . .

— Sie sind Maler?

— Ja, Madame.

— Ich lade Sie ein, die Porträts meines Mannes zu betrachten, die von den besten Künstlern unserer Zeit geschaffen sind. Man möchte glauben, Sie, mein Herr, seien das Original derselben.

Männer und Frauen.

Männer und Frauen.

Kleine Romane

von

August Schrader.

Erster Band.

I. Die reiche Witwe.
II. Eine reiche Frau. – 115. –

Leipzig,
Verlag von Voigt & Zieger.
1862.

I.

Am Zürcher-See.

Eine der Hauptzierden der Schweiz ist der Zürcher-See, dessen reizende Ufer mit unzähligen Dörfern und Landhäusern besetzt sind. In dem blanken See, eine halbe Stunde von Rapperswyl entfernt, liegt die kleine blühende Insel Ufrau, der Wallfahrtsort fast aller Reisenden, die das Land der Alpen besuchen.

Es war zu Anfang Juni des Jahres 1854, als ein junger Mann sich anschickte, diese Insel zu verlassen. Er trug die gewöhnlichen Kleider der Touristen: einen Strohhut mit flatterndem Bande, einen leichten grauen Rock und Pantalons und Weste von demselben Stoffe und derselben Farbe. Ein weißes Hemd, dessen breiter Kragen nachläßig umgeschlagen, ward von einem leichten Tuche an

dem Halse zusammengehalten. Das von der Sonne gebräunte Gesicht hatte interessante, männliche Züge; ein krauser brauner Bart beschattete die Oberlippe und ein Henri quatre von der schönsten Form schmückte das Kinn. In dem schönen großen Auge leuchtete Unbefangenheit, aber auch eine Energie, die dem Reisenden in der Schweiz nicht fehlen darf, wenn er sich der Naturschönheiten in vollem Maße erfreuen will.

Der junge Mann, einen leichten Tornister auf dem Rücken und einen starken Wanderstab in der Hand, trat an das Ufer und winkte seinem Schiffer, der ruhig in seinem Kahne saß und mit Angeln beschäftigt war. Der Mann bemerkte das Zeichen nicht sogleich; er gab sich seiner Beschäftigung mit jener Vorliebe hin, die den Bewohnern des Seeufers eigen zu sein pflegt. Der Reisende wollte seinen Willen durch lautes Rufen zu erkennen geben, als ein zweites Boot in die Bucht einlief, die man zum Landungsplatze eingerichtet hatte. Das Boot war elegant gebaut und mit einem Zeltdache von bunter Leinwand versehen. Zwei kräftige Bursche ruderten, und im Hintertheile des zierlichen Fahrzeugs, das wie ein Schwan durch die stille Fluth schoß, saß eine Dame, die das Steuerruder regierte. Ein junges Bauernmädchen stand in der Mitte des Bootes.

Diese Erscheinung war zu interessant, als daß sie die ganze

Aufmerksamkeit des Reisenden nicht fesseln sollte; er unterließ es, seinen Schiffer herbeizurufen.

Das zierliche Boot langte zu seinen Füßen an. Die Dame sprang besorgt auf die Treppe, ertheilte den beiden Schiffern den Befehl, eine halbe Stunde zu warten und stieg dann zu der Terrasse hinan, wo unser Reisender stand. Die Bäuerin, ein starkes, blühendes Mädchen, folgte ihr.

Der junge Mann hatte jetzt keine Eile mehr die Rückfahrt anzutreten. Unwillkührlich zog er seinen Strohhut zum Gruße, als die Dame an ihm vorüberging. Diese dankte und seltsamer Weise mit einer Ueberraschung, die an Bestürzung grenzte. Sie wandte sich noch einmal zurück, um den Fremden zu beobachten, der ihr in Spannung nachsah. Jetzt kam auch die Bäuerin; diese verrieth einen leichten Schrecken, als sie an dem Fremden vorüberging. Starr sah sie ihm in das Gesicht. Die Dame hatte sie erwartet; beide vereinigten sich und sprachen lebhaft miteinander. Der Gegenstand ihres Gesprächs ist offenbar der Fremde. Zögernd verschwanden die beiden Frauen hinter einem Gebüsche.

Wie ihr Benehmen, hatte die Dame selbst das höchste Interesse des Reisenden erregt; sie war nicht nur jung, sondern auch reizend schön. Ihre Toilette verrieth, daß sie trauerte. Ein Kleid von schwarzer Seide schloß den schlanken, eleganten Körper ein. Eine Flormantille von grauer

Farbe bedeckte die Schultern. Unter dem schwarzen Amazonenhute, der dem ovalen, etwas bleichen Gesichte köstlich stand, fiel eine Fülle schwerer, dunkelblonder Locken herab. In der Hand trug sie einen schwarzen Sonnenschirm, den sie als Stock zu benutzen schien.

— Seltsam! murmelte der Reisende vor sich hin. Es ist noch früh, ich komme noch zeitig genug nach Rappers-wyl — was hält mich ab, den Grund des Erstaunens zu erforschen, das die trauernde Dame bei dem Erblicken meiner Person äußerte? Vielleicht bietet sich mir ein Abenteuer! fügte er lächelnd hinzu.

Rasch folgte er dem Wege, den die beiden Frauen eingeschlagen hatten. Bald sah er sie zwischen den blühenden Gebüschen, die golden von der sinkenden Abendsonne beleuchtet wurden. Die Gegend war still wie ein Gotteshaus; kein Bewohner der Insel, kein Fremder zeigte sich. Die Ulmen warfen lange Schatten auf den frischen, saftigen Rasen, der wie ein grüner Teppich den Boden bedeckte.

Als der Reisende ein Wäldchen betrat, sah er die Dame lesend auf einer Steinbank, die an dem Stamme eines riesigen Baumes stand. Die dicht belaubten Bäume waren so fest in einander verschlungen, daß sie ein duftiges Dach bildeten. Eine milde Dämmerung herrschte in dem stillen Haine.

Die Dame wurde durch die Bäuerin auf das Nahen

des Fremden aufmerksam gemacht. Sie legte das Buch bei Seite. Dann erhob sie sich. Wer beschreibt das Erstaunen des Fremden, als er sah, daß sie ihm entgegen kam. Sie wollte vorübergehen, eine wunderbare Gewalt hemmte ihre Schritte.

— Mein Gott, mein Gott! rief sie leise aus.

Der Fremde blieb stehen und zog seinen Hut. Das entblößte, männlich schöne Haupt vermehrte die Verwirrung der Trauernden.

— Verzeihung, mein Herr; ich muß Sie sprechen! flüsterte sie, und ihre wunderbar schönen und glänzenden Augen hafteten auf dem Reisenden, der betroffen vor ihr stand.

— Ich werde glücklich sein, Sie zu hören! antwortete dieser mit seiner klangvollen Stimme.

— Auch die Stimme, die Stimme! rief die Dame. Mein Herr hatten Sie einen Bruder?

— Nein.

— Wer sind Sie? O, Verzeihung, meine Frage mag indiskret erscheinen . . .

— Immerhin, ich beantworte sie gern.

— Nennen Sie mir Ihren Stand und Ihren Namen! bat sie dringend, fast befehlend.

— Ich bin Maler, heiße Julian Maaß, habe bisher in Düsseldorf gewohnt und reise durch die Schweiz nach

Italien. Jetzt wissen Sie Alles von mir, was ich selbst weiß. Doch, meine Dame, ich habe vorhin schon bemerkt, daß ich Ihnen, obgleich wir uns das erste Mal sahen, auffallend erscheine. Ein gewöhnlicher Mensch, wie ich bin, muß sich darüber wundern . . .

— Ihre Offenheit kann ich nur durch Offenheit vergelten. Ich bin seit zwei Jahren Wittwe; dies ist das Grab meines Mannes — sie zeigte nach einem weißen Steine, der durch eine lebendige Hecke eingeschlossen ward — fast täglich besuche ich die Ruhestätte des Geliebten — heute tritt mir in Ihrer Person der Doppelgänger des Unvergeßlichen entgegen — nun kennen Sie den Grund meiner Annäherung.

Die reizende Wittwe, die kaum vierundzwanzig Jahre zählen mochte, trocknete eine Thräne, die wie ein Thautropfen in den seidigen Wimpern perlte.

Der Maler war im Anschauen des holden Wesens versunken. Als Künstler wußte er die vollkommene Schönheit der Wittwe besser zu beurtheilen, als ein Laie. Wer hätte wohl geglaubt, daß diese echt jungfräuliche Dame schon die verzehrenden Wonnen der Liebe gekostet und den nagenden Schmerz um den Gatten in sich trüge, dessen Grab sie täglich besuchte! Der Maler hatte sich nicht getäuscht, wenn er auf ein Abenteuer gerechnet, es bot sich ihm ein solches, und zwar in der pikantesten Form. Zu-

lian müßte nicht eine wahre Künstlernatur gewesen sein, wenn er die so seltsam angeknüpfte Bekanntschaft nicht fortgesetzt hätte.

Die Wittwe zeigte in der Unterhaltung die Gewandtheit der feingebildeten Dame, als sie sich von dem ersten Erstaunen erholt hatte; sie war zurückhaltender und eine leise Melancholie schien sich ihrer zu bemächtigen, wodurch ihrem ganzen Wesen ein neuer unbeschreiblicher Reiz verliehen ward. Der Verfasser müßte von Rosenlippen, Perlenzähnen, edel gebogener Nase, Lilienwangen, einem Grübchen im Kinn, Alabasterstirn, Veilchenaugen und blonder Haarfluth sprechen, wenn er nach der hergebrachten Manier der Novellisten sich in beschreibenden Phrasen ergehen wollte. Die Leser mögen sich versichert halten, daß die Wittwe eine außerordentliche Schönheit war, und daß das kritische Auge des Malers keine Makel fand. Ueber ihre geistigen Vorzüge und Schwächen erlaubt sich der Verfasser kein Urtheil, er überläßt es dem Leser, indem er sich bemüht, eine getreue Schilderung zu liefern.

Die angeknüpfte Unterhaltung ward von beiden Seiten eifrigst fortgesetzt. Man kam bei dem Grabe an. Ein prachtvolles Alabasterkreuz stand auf dem mit blühenden Gewächsen geschmückten Hügel. Die Bäuerin hatte die kleine Thür in der niedern Umzäunung geöffnet und begoß die Blumen. Bei dem Nahen der Herrin stellte sie

ihre Beschäftigung ein und entfernte sich. Die Wittwe betrachtete einige Minuten sinnend die duftende Grabstätte: es sprach sich ein ruhiger, wehmüthiger Schmerz in ihren zarten Zügen aus. Julian wagte es nicht, dieses stille Todesopfer zu unterbrechen, das nach zwei Jahren noch so andächtig vollbracht wurde. Wie mußte die Gattin den Gatten geliebt haben! Julian dachte unwillkührlich an die indischen Wittwen, die sich lebendig verbrennen um dem todten Manne zu folgen. Ob diese Wittwe in dem ersten Schmerze dazu fähig gewesen?

Die Wittwe sah den Maler plötzlich an, als ob sie aus der Aehnlichkeit desselben mit dem Betrauerten einen Trost schöpfen wollte, dessen sie bedürftig zu sein schien. Ein leichtes Roth überflog ihre Wangen, der Eindruck war zu natürlich, den der Doppelgänger des Verstorbenen hervorbringen mußte.

— Madame, Sie haben Ihrem Gatten eine köstliche Ruhestätte erkoren, begann Julian. Er schlummert unter Ulmen und Blumen mitten im See, und, wenn ich nicht irre, in der Nähe des unglücklichen Ulrich von Hutten.

— Hutten liegt dort; beide bedeckt eine Erde. Ach, ich kann wohl sagen, daß das Geschick meines Gatten dem Hutten's ähnlich ist. Horst von Elm hatte mit tückischen Verwandten zu kämpfen; ich klage nicht grundlos an,

wenn ich behaupte, daß die Sippschaft die Schuld an seinem Tode trägt. Ach, es gibt böse Menschen in der Welt!

— Ich bedauere, daß Sie so traurige Erfahrungen gemacht haben!

— Leider! Und darum lebe ich einsam und zurückgezogen von der Welt.

— Sie handeln nicht recht gegen sich selbst und die Welt.

— Mein Herr, in dem Umgange mit einem Todten liegt für das trauernde Gemüth ein wunderbarer Reiz. Babet schließe die Thür!

Sie traten den Rückweg nach dem Ufer an.

— Darf ich sie begleiten? fragte Julian.

— Sie kommen meinem Wunsche zuvor, mein Herr. Die Unterhaltung mit Ihnen erhöht die Illusion, die ich mir selbst geschaffen habe. Ist mir doch, als ob Horst zur Erde zurückgekehrt wäre.

— Demnach muß die Aehnlichkeit eine so große, außerordentliche sein . . .

— Sie sind Maler?

— Ja, Madame.

— Ich lade Sie ein, die Porträts meines Mannes zu betrachten, die von den besten Künstlern unserer Zeit geschaffen sind. Man möchte glauben, Sie, mein Herr, seien das Original derselben.

Julian nahm die Einladung gern an; er hatte ja nichts zu versäumen.

Frau von Elm ging nun rasch dem Ufer zu. Julian folgte, indem er die graziöse Haltung ihres Körpers und die tadellosen Formen desselben betrachtete. Die Toilette der Wittwe war einfach, aber reich und geschmackvoll. Die schwarze Farbe stand ihr schön.

Der Maler ertheilte seinem Bootsmanne den Befehl, der Barke der Dame zu folgen.

— Ich biete Ihnen einen Platz in meiner Barke an, sagte sie lächelnd. Jenes schwerfällige Fahrzeug würde eine Stunde später das Ziel erreichen — es ist sieben Uhr!

Julian verabschiedete seinen Schiffer und bestieg die Barke der Dame, die ihren Platz an dem Steuerruder wieder einnahm. Die Bäuerin blieb in bescheidener Entfernung.

Die Fahrt begann, sie ging rasch von statten, aber der ungeduldigen Wittwe dennoch zu langsam. Die beiden Ruderer mußten mit doppelter Anstrengung arbeiten. Die Insel Ufrau glich bald einer großen Baumgruppe, die aus dem glänzenden Spiegel des Meeres emporragt. Des Malers Aufmerksamkeit konnte sich auf die im Abglanze schimmernde Landschaft nicht richten, sie war von der reizenden Schifferin gefesselt, deren kleine Hand geschickt das Steuerruder leitete, das eigens für die Herrin eingerichtet

zu sein schien, denn der Griff desselben war zierlich und nett. Nach einer halben Stunde schon, die man schweigend verbrachte, näherte sich die Barke dem Ufer. Zwischen hohen Bäumen zeigte sich ein elegantes Landhaus. Die Mauern desselben schimmerten weiß durch das Grün und die hohen Fenster glänzten wie Stahlplatten in der Abendsonne, die sich ihrem Untergange zuneigte. Die Barke rauschte am Ufer hin und hielt an einer breiten Steintreppe. Frau von Elm eilte die Stufen hinan. Der Maler folgte. Beide gingen nun durch eine Gartenanlage, die einem fürstlichen Palaste zur Ehre gereicht haben würde. Rechts und links bildeten schattenbietende Bäume die Grenze dieses Gartens, der seltene Blumen und Gesträuche enthielt. Ueber eine Terasse kam man zu der Veranda, welche die ganze Breite des reizenden Landhauses einnahm. Durch die geöffnete Flügelthür kam man in den Saal des Erdgeschosses, der glänzend und bequem eingerichtet war. Alles verrieth feinen Geschmack und großen Reichthum.

Frau von Elm zog sich einige Augenblicke in ihr Kabinet zurück. Der Maler benutzte die Zeit, um die einzelnen Gegenstände zu mustern. Er warf einen Blick durch die Thür: da lag der herrliche See in seiner ganzen Ausdehnung, und der Villa gegenüber zeigte sich die Insel Ufrau. Wahrlich, das war eine paradiesische Landschaft! Und in dieser herrlichen Natur, die eine Fülle der Lebensfreuden

bietet, lebte die schöne Wittwe einsam trauernd. Julian begriff, daß ein junges Ehepaar hier das höchste Glück finden mußte.

Ein Greis, dem Anscheine nach der Gärtner, denn er brachte Blumen, trat in den Saal. Bestürzt blieb er stehen, als er den Fremden sah, der seinen Tornister auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand trug.

— Guten Abend! grüßte Julian lächelnd.

Der Greis war stumm vor Ueberraschung, er starrte den Reisenden an.

— Wen suchen Sie! fragte er endlich mit zitternder Stimme.

— Die Besitzerin dieses Landhauses.

— Meine Herrin empfängt keinen Besuch.

— Mich wird sie nicht abweisen.

— Herr, Herr! stammelte der Alte. Wer sind Sie?

Und dabei trat er zurück, als ob er ein Gespenst zu sehen wähnte.

In diesem Augenblicke erschien Frau von Elm; sie hatte Hut und Mantille abgelegt.

— Gib mir die Blumen, Andreas, sagte sie; dann laß mich allein.

Andreas überreichte den duftenden Strauß und ging zitternd aus dem Saale, den Fremden so lange als möglich anblickend.

— Sie sehen, sagte ernst die Wittwe, daß auch meine Domestiken Ihre ungewöhnliche Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Herrn erkennen.

— Ich würde diese Aehnlichkeit für ein Glück halten, gnädige Frau, wenn sie Ihren Schmerz über den unersetzlichen Verlust nicht erneuerte. Sie haben geweint — wäre es mir vergönnt, nur angenehme Eindrücke zu bewirken.

— Lassen wir das! flüsterte sie; den Schmerz, mein Herr, habe ich lieb gewonnen wie einen Begleiter, an dessen Seite ich eine Wüste durchwandere. Und das Leben ist mir eine Wüste! fügte sie melancholisch hinzu.

— Die Wüste hat Oasen!

— Dort liegt meine Oase!

Sie deutete nach der Insel Ufrau.

Der Maler, der sich in einem günstigen Lichte zeigen wollte, glaubte trösten zu müssen.

— Gnädige Frau, sagte er, Ihnen bietet das Leben der Freuden noch viel, es kann Ihnen zu einem Paradiese werden, indem Sie Glück empfangen und Glück bereiten. Wenn sie mit freundlichen Blicken diese schöne Welt betrachten wollen.

— Jeder Mensch betrachtet die Dinge dieser Welt aus seinem eignen Gesichtspunkte! Erlauben Sie mir, daß ich bei meiner Anschauung bleibe!

Diese Worte wurden mit einer Art Heftigkeit gesprochen, mit einer Erregung, die wie eine Flamme plötzlich aufgeflackert war. Der Maler verneigte sich, eine leichte Verlegenheit verbergend.

— Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich in meiner Theilnahme ein wenig zu weit ging.

— Ich weiß diese Theilnahme zu schätzen, wenn sie mir auch nicht besonders angenehm ist. Ich liebe es nicht, wenn man meine selbstgeschaffene Welt beurtheilt.

Sie erschloß eine der Thüren, die sich in dem Saale befanden.

— Das ist eine bizarre Frau! dachte der Maler. Wäre sie nicht so schön, ich würde diese Zurechtweisung zu erwidern wissen. Ich will mir die Möglichkeit nicht abschneiden, diese Wittwe näher kennen zu lernen, die jedenfalls einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik der Frauen liefert.

Die Witwe führte ihren Gast in das Zimmer. Es war schwarz tapezirt. An der Wand hingen zwei große, in Oel gemalte Porträts.

— Horst von Elm! sagte die Dame. Mein verstorbener Gemahl.

Nachdem sie den großen Blumenstrauß in eine Vase gesetzt, die auf einem schwarzen Piedestal unter den Porträts stand, stellte sie Vergleiche zwischen dem Maler und

ihrem Gatten an. Julian, der sich selbst schon porträtirt hatte, fand, daß eine wunderbare Aehnlichkeit vorhanden war. Das eine der Bilder stellte Horst von Elm in Husarenuniform dar, das andere im schlichten bürgerlichen Rocke. Er zollte der gediegenen Arbeit seine Anerkennung. Um der Wittwe den schmerzlichen Genuß nicht zu kümmern, den sie in dem Anschauen seiner Person fand, gab er sich den Anschein, als ob er in der Betrachtung der Bilder völlig versunken sei. In dem schwarzen Zimmer, das hell von der Abendsonne beleuchtet ward, herrschte eine tiefe Stille. In den Bäumen vor dem Fenster sangen lieblich die Vögel. Julian, der ein poetisches Gemüth besaß wie alle Maler, ward lebhaft von dem feierlichen Augenblicke ergriffen. Verstohlen sah er endlich nach der Wittwe hinüber — sie blickte gerührt zu den Bildern empor, Thränen rollten über ihre zarten Wangen.

Schweigend trat sie mit ihrem Gaste in den Saal zurück.

— Es ist wahr, sagte Julian, Sie besitzen mein Porträt. Man könnte an der Wahrheit dieses seltsamen Umstandes zweifeln, wenn nicht die überzeugendsten Beweise vorlägen.

Die Wittwe lud den Gast zu Tische. Das Abendessen ward in der Veranda eingenommen. Außer Babet, die bediente, und Andreas, der im Garten die Blumen begoß,

war kein Domestik zu bemerken. Frau von Elm sprach nicht viel, aber sie sprach gewählt und geistreich. Julian hatte es geschickt herausgebracht, daß die Dame von ihrer eignen Person ein Porträt nicht besaß; er bat um die Erlaubniß, sie malen zu dürfen. Ueberrascht sah sie ihn an.

— Bleibt Ihnen so viel Zeit? fragte sie.

— Ich bin Herr meiner Zeit und meiner Handlungen.

— So malen Sie mich.

— Wir beginnen morgen.

— Sie werden alle Geräthschaften vorfinden, da ich selbst die Malerkunst ein wenig übe.

— Desto besser!

— Wo werden Sie wohnen?

— In dem nächsten Gasthause.

— Andreas wird Sie führen. Ueber den Preis des Gemäldes spreche ich nicht . . .

— Das wäre überflüssig, gnädige Frau.

— Da ich auf jede Ihrer Forderungen eingehe, fügte sie rasch hinzu.

Julian nahm Tornister und Stock, küßte der Dame ehrerbietig die Hand und ließ sich von Andreas nach einem Gasthause führen, das kaum eine Viertelstunde von der Villa entfernt lag. Er bezog ein Stübchen, das die Aussicht über den See gewährte. Eine Cigarre rauchend,

ging er in den Garten, wo der Wirth, ein stämmiger, derber Schweizer, in der blühenden Jasminlaube saß. Das Gespräch kam bald auf die benachbarte Villa.

— Ach, diese Villa, die schönste am ganzen See, gehört einer enorm reichen Dame. Schade, daß sie ein wenig närrisch ist.

— Närrisch? fragte Julian gespannt.

— Nun ja, der plötzliche Tod ihres Mannes, der auf Ufrau begraben liegt, hat ihren Verstand ein wenig zerrüttet.

— O erzählen Sie mir, was Sie von der Dame wissen.

— Das ist nicht viel, mein lieber Herr. Jene Villa hat ein reicher Kaufmann aus Zürich gebaut. Kaum war sie fertig, so ward ihm eine hübsche Summe dafür geboten, und er verkaufte sie. Wir wußten lange nicht wer der Käufer war, denn Niemand sah ihn, Niemand durfte zu ihm kommen. Abends in der Dämmerung stieß eine Barke vom Ufer ab, um nach Ufrau zu fahren. In dieser Barke saß ein junger Mann und eine junge Frau, die sich stets umschlungen hielten, so oft man sie sah. Die Fahrt nach der Insel fand jeden Abend statt, wenn der See ruhig war. Diese Herrlichkeit mochte sechs oder acht Wochen gedauert haben, als eines Morgens ein Leichenzug nach der Insel fuhr, denn das Boot war mit

schwarzen Tüchern behangen und schwarze Männer saßen darin. Ich hörte, daß man den Herrn von Elm zu Grabe brachte, den jungen Mann, der plötzlich gestorben war. Die trostlose Wittwe hatte einen Garten auf der Insel gekauft, um den Mann dort beerdigen zu lassen. Nun erfuhr man wieder weiter nichts, als daß die Wittwe jeden Abend die Insel besuchte, eine halbe Stunde bei dem Grabe bleibe, und dann wieder heimkehre. Mit der Nachbarschaft kommt sie in keine Berührung, es kann sich Niemand rühmen, das Landhaus betreten zu haben. Ein Reisender, ich glaube es war ein Engländer, der sie auf der Insel traf, hat es einmal gewagt, ihr zu folgen und den Garten zu betreten — es ist ihm übel bekommen, die Wittwe hat mit einem Pistol nach ihm geschossen, als er sich weigerte zu gehen. Hier in meinem Hause sind dem verliebten Mylord die Schrotkörner aus den Beinen geholt worden.

— Die Wittwe ist ja eine wahre Diana! rief der Maler.

— Sie ist ein muthiges Weib! versicherte der Wirth.

— Aber woraus schließen Sie, daß sie ein wenig närrisch sei?

— Man spricht nicht gern über solche Dinge; außerdem sind sie auch nur Gerücht.

— Haben Sie den verstorbenen Herrn von Elm gekannt?

— Nein.

Der Wirth, der es vermied, nähere Aufschlüsse zu geben, wünschte dem Gaste eine gute Nacht und entfernte sich. Julian betrat nachdenkend sein Zimmer. Die reizende Wittwe wollte ihm nicht aus dem Sinne.

II.

In der Villa.

Schon früh am nächsten Morgen erschien Andreas, um den Maler abzuholen. Die Leute im Gasthause, die den alten Gärtner kannten, waren erstaunt über dieses Ereigniß. Julian hatte seine Toilette bald vollendet, die im Wesentlichen aus denselben Kleidern bestand, welche er auf der Reise trug. Einiges Arbeitsgeräth, Pinsel und Farben, nahm er mit sich. Als er das Haus verließ, flüsterte ihm der Wirth zu:

— Seien Sie auf Ihrer Hut!

— Ohne Sorge, Freund, antwortete Julian lächelnd.

— Benutzen Sie meine Winke, aber schweigen Sie!

Der Gärtner führte den Maler an das Ufer des See's. Hier lag die Barke der Wittwe, die man bestieg. Kaum eine Viertelstunde später langte das elegante Fahrzeug wieder an; Julian eilte durch den duftenden Park der Villa zu. Frau von Elm stand frisch wie eine Rose, unter der Varanda, sie schien den Gast mit Ungeduld erwartet

zu haben. Auch heute war sie in Schwarz gekleidet. Den Busen schmückte ein kleiner Strauß Moosrosen. Die wie Alabaster glänzenden Schultern schimmerten mattweiß durch die zarte Hülle des schwarzen Flors. Die Fülle des dunkelbraunen Haars, das heute über der Stirn schlicht gescheitelt war, fesselte ein Pfeil von Gold. Das zarte Gesicht war zwar ernst, aber es verrieth weder eine Spur von Trauer noch von Gemüthskrankheit.

Julian küßte decent die kleine weiße Hand der Dame, die sie ihm gleichgiltig überließ.

— Sie wollen sich also der Arbeit unterziehen? fragte sie.

— Mit der Liebe und der Verehrung, die der würdige Gegenstand mir auferlegt. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, wenn ich mich der Kunstsprache bediene.

Ganz recht mein Herr; ich kann dem Künstler nur ein Gegenstand sein.

Während des Frühstücks drehte sich das Gespräch um die Malerei. Frau von Elm gab den Wunsch zu erkennen, daß ihr Bild die Größe erhalten möge, welche die Porträts des Verstorbenen haben. Julian wandte nichts dagegen ein, obgleich sich durch diese Bedingung die Nothwendigkeit eines längern Aufenthaltes herausstellte. Er traf in dem angewiesenen Zimmer seine Vorbereitungen und ging an die Arbeit.

Der Vormittag verfloß. Beide nahmen gemeinschaftlich das Mittagsmal ein. Julian entfernte sich, als die Wittwe die tägliche Fahrt nach der Insel Ufrau antrat. Wie gerne hätte er sie begleitet! Auf diese Weise vergingen vier Tage. Durch das häufige Beisammensein, war natürlich eine nähere Bekanntschaft eingetreten, aber Julian hatte außer der Melancholie, die auf Augenblicke einer schmerzlichen Freundlichkeit wich, nichts von dem an der jungen Frau wahrgenommen, was das Gerücht von ihr sagte. Man sieht, das die Medisance ihren Weg auch zu den stillen Ufern der Schweizer-Seen gefunden.

— Element, dachte der Maler, wenn das so fortgeht, werde ich mit schwerem Herzen scheiden! Die Wittwe erscheint mir mit jedem Tage liebenswürdiger. Horst von Elm ist zu beklagen, daß er so früh einem Leben entrückt ward, in dem er das Glück fand, von dieser Frau geliebt zu werden. Die stille Trauer zieht einen Zauberkreis um sie, den der verwegenste Mann nicht zu überschreiten wagt. Aber wenn dieß Alles nur Koketterie wäre? Es muß Koketterie sein, wenn der Geist der Dame nicht befangen ist.

Julian war, in Bezug auf die Frauen, Skeptiker; er hielt sie einer aufopfernden Liebe für unfähig. Den Versicherungen feuriger Liebe glaubte er nicht; er hielt an dem alten Satze fest: Große Leidenschaften sind selten, wie Meisterwerke. Er sah die Wittwe weinen, hörte ihre

Klagen und besuchte mit ihr das Trauerzimmer. Wie gern hätte er sie getröstet, wie gern von dieser bizarren Trauer zurückgebracht. Er fühlte, daß sie seinem Herzen nicht mehr gleichgiltig war.

Am fünften Tage, als die Sitzung beendet war, sagte sie zu ihm:

— Mein Herr, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen.

— Sprechen Sie ihn aus, gnädige Frau.

— Ihre Arbeit geht rasch von statten; wenn sie vollendet ist, werden Sie reisen.

— Natürlich.

— Und ich werde das lebendige Ebenbild meines verstorbenen Mannes nicht mehr haben! sagte Frau von Elm mit einem tiefen Seufzer. Bleiben Sie!

— Als was?

— Als mein Sekretair, als mein Verwalter, als was Sie wollen.

Julian zuckte zusammen. Sollte er eine Eroberung gemacht haben? Er sah die Wittwe an. Ihr Madonnengesicht, ihr Hals, ihre runden Schultern, und ihre Arme und Hände waren so blendend weiß, daß er einen Augenblick auf den Gedanken kam, sie habe ihren Mann in das ewige Jenseits befördert, um das Recht zu haben, stets sich in Trauer zu kleiden. Der Blick ihres feuchten Auges

war sanft, melancholisch: ihr Körper war schlank und geschmeidig wie eine Thränenweide. Frau von Elm war ein reizender trauernder Engel. Der Maler hätte fast den Todten beneidet, dem diese Thränen galten.

— Ich bin reich, fuhr sie nach einer Pause fort — bestimmen Sie selbst, was ich Ihnen dagegen gewähren soll.

Die Dame, die ohne Zweifel sofort eine beistimmende Antwort erwartet hatte, warf unwillig das Köpfchen zurück. Julian bemerkte es.

— Gnädige Frau, sagte er, Ihr Antrag ehrt mich hoch, aber ich weiß nicht, ob ich Ihren Erwartungen werde entsprechen können, da mir nur die Züge Ihres verstorbenen Gemahls bekannt sind. Um ein Stellvertreter zu sein . . .

— Ach, ich errathe! rief sie zufrieden. Das Urtheil der Welt kümmert mich nicht.

— Auch ich verachte es.

— Gut, wir nähern uns schon. Sie sind völlig frei?

— Nichts fesselt mich, ich besitze nicht einmal Eltern und Geschwister mehr.

— Begleiten Sie mich; wir machen eine Spazierfahrt auf dem See.

Sie gab ihre Befehle. Nach einigen Minuten trat sie aus ihrem Boudoir in Mantille und Hut. Beide gingen

durch den Garten an das Ufer, wo eine kleine Barke lag. Man stieg ein. Die Wittwe selbst wollte das Ruder führen; der alte Schiffer blieb zurück. Julian ergriff ein zweites Ruder — die leichte Barke rauschte durch die Fluth. Die Berge glühten im Abendroth. Die beiden jungen Leute befanden sich inmitten einer entzückenden Natur allein. Bald überließ man den Kahn sich selbst. Da saß sie auf der Bank, das Haupt auf den lilienweißen Arm gestützt. Ihr seelenvolles Auge richtete sich von Zeit zu Zeit auf den Maler der am Boden zu ihren Füßen saß. Hätte Julian den tiefen Schmerz der Wittwe nicht gekannt, er würde sie für einen muthwilligen Kobold gehalten haben, der Scherz treibt. Plötzlich unterbrach sie das Schweigen.

— Ich werde Ihnen einen Blick in meine Vergangenheit gestatten, begann sie; indem ich voraussetze, das Sie dies Vertrauen zu würdigen wissen, enthalte ich mich der Einleitung. Wollen Sie sich dann von mir trennen, gut, so beeilen Sie sich, daß Sie das Porträt vollenden.

Die letzten Strahlen der Sonne leuchteten nur noch matt über den Bergen. Der Kahn fuhr in kurzer Entfernung von dem Ufer hin, in dessen Bäumen die Vögel ihr Abendlied sangen. Des poetischen Julian hatte sich eine feierliche Stimmung bemächtigt, und in dieser Stimmung hörte er folgende Erzählung:

— Mein Vater war Banquier in Frankfurt am Main

und hinterließ mir, seinem einzigen Kinde, ein bedeutendes Vermögen. Der Kommerzienrath Faber ward nach dem Willen des Verstorbenen mein Vormund. Der gute Mann wollte nicht nur mein Vermögen, sondern auch mein Herz verwalten; er suchte mich zu bestimmen, seinen Sohn zu heiraten. Ich sage nichts von den Mitteln die man anwandte, um mich diesem Zwecke geneigt zu machen, sondern berichte nur, daß der Plan an meiner Liebe zu einem jungen Offizier scheiterte, den ich in Wiesbaden kennen gelernt. Ich war nur erst zwanzig Jahre alt; aber der Entschluß stand in mir fest, entweder unverheiratet zu bleiben, oder Horst von Elm meine Hand zu reichen. Diesen Entschluß theilte ich meinem Vormund mit. Horst warb um meine Hand, erhielt aber unter irgend einem Vorwande eine verneinende Antwort. Die Hindernisse, die man uns entgegenstellte, trugen nur dazu bei, unsere Neigung zur Leidenschaft zu steigern. Horst diente in einem preußischen Husarenregimente und hielt sich in Frankfurt bei einem Oheim auf, den er so oft als möglich besuchte. Seine Garnison war ein Städtchen am Rhein. Einst kam Horst und zeigte mir an, daß er nach Berlin zu einem Garderegimente versetzt sei. Wir schrieben diese Versetzung nicht ohne Grund dem Kommerzienrathe zu, der in den höhern militärischen Kreisen Freunde hatte. Der Gedanke, bis zu meiner Volljährigkeit von dem Geliebten getrennt bleiben zu müssen, er=

füllte mich mit Ensetzen. Ich schlug Horst vor, aus dem Heere zu scheiden, und sich heimlich mit mir trauen zu lassen, Dies geschah. Sein kleines Vermögen reichte hin, um alle Kosten zu decken. Wir flüchteten nach der Schweiz, wo wir einen Geistlichen fanden, der die Trauung vollzog. Als Frau von Elm stand ich nicht mehr unter der Vormundschaft des Kommerzienrathes, und ich erhielt nach kurzer Zeit mein Vermögen, das Horst reklamirte. Der alte Geistliche war gleich nach der Trauung gestorben, man konnte ihn nicht mehr zur Rechenschaft ziehen, aber sein Zeugniß war respektirt. Unsere ersten Monate verlebten wir in diesem Landhause, das Horst von einem Kaufmanne in Zürich kaufte. Abgesondert von der Welt, genossen wir nun ein Glück, das uns die Erde zum Paradiese machte. Wir hegten stets nur einen Willen, einen Zweck, den: uns gegenseitig zu beglücken. Da machte ich zu meinem Entsetzen die Entdeckung, daß Horst's Schwärmerei für mich in eine Art Wahnsinn ausartete. Er erwies mir eine fast abgöttische Verehrung und schwur, daß ich seine Madonna sei, zu der er bete. Meinen Schmerz kann ich Ihnen nicht beschreiben. Der arme Mann war bald melancholisch bis zum Tiefsinne, bald ausgelassen bis zur Tollheit. Ein alter Arzt rieth mir mit meinem unglücklichen Manne eine Reise zu machen, da die Zerstreuungen derselben wohlthätig auf ihn wirken würden. Es war

schwer, den Kranken dazu zu bewegen, doch es gelang mir endlich. Nach einem Jahre kamen wir zurück — Horst war tiefsinnig geworden. Er bewies mir die größten Zärtlichkeiten, und ich mußte ihn in seinem Unglücke doppelt lieben. Von zwei verschiedenen Meistern hat er sein Porträt fertigen lassen, und er würde vielleicht noch mehr Bilder bestellt haben, wenn er länger gelebt hätte.

— Wie ist er gestorben? fragte Julian.

— Eines Abends saß ich mit ihm auf der Terrasse. Wie immer lag er auf einem Teppich zu meinen Füßen. So saß er da, wie Sie, fuhr sie flüsternd fort, indem sie ihre Hand auf des Malers Haupt legte; sein schönes bleiches Gesicht mit den großen, schwermuthsvollen Augen erpreßte mir Thränen. Noch vor Jahresfrist war er ein blühender Mann gewesen — heute lag er krank abgezehrt zu meinen Füßen. Ich mußte vor Schmerz weinen.

Die Erinnerung erpreßte der jungen Wittwe Thränen. Endlich fuhr sie wieder fort:

— Ich küßte ihn mit leidenschaftlicher Inbrunst. Er preßte meine Hände an seine Lippen und weinte laut. Plötzlich sprang er auf und rief: „Mein Herz bleibt bei dir zurück! Josephine, bete für mich!“ Mit ausgebreiteten Armen eilte er die Stufen der Terrasse hinab, und stürzte sich in den See, dessen Fluthen über seinem Haupte zusammen schlugen. Eine Fischerbarke befand sich in der Nähe — mein lautes

Schreien lockte den Fischer herbei — ich bezeichnete ihm die Stelle des Unglücks — da schwand meine Kraft — ich sank in Ohnmacht. Meine Villa ward nun ein Trauerhaus. Das Herz Horst's bewahre ich in einer Urne auf — seine Gebeine ruhen dort auf jener Insel. Da führt der Zufall Sie in meine Einsamkeit, das wunderbare Ebenbild des Geschiedenen. Jetzt wissen sie Alles, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Doch, es ist spät, fügte sie plötzlich in einem veränderten Tone hinzu — kehren wir nach dem Landhause zurück.

Die Ruder wurden gerührt — zehn Minuten später stand Josephine auf der untersten Stufe der Treppe am Ufer.

— Theilen sie mir morgen ihren Entschluß mit? fragte sie.

— Ja.

— Ich erwarte Sie. Gute Nacht!

Das Boot brachte den Maler nach dem Gasthause zurück. Mit seltsamen Gedanken und Empfindungen betrat er sein Zimmer. Daß er die Wittwe, trotz ihrer Sonderbarkeiten liebte, war ihm klar. Der Schlaf floh ihn, er verbrachte die Nacht am Fenster.

Am nächsten Morgen kam Andreas wie gewöhnlich, um den Maler abzuholen. Der Greis war diesen Morgen redseliger, als sonst.

— Haben Sie den verstorbenen Herrn von Elm gekannt? fragte Julian.

— Sehr gut, Herr!

— Was war er für ein Mann?

— Jung und schön, wie Sie.

— Danke, rief Julian lachend. Das wollte ich nicht wissen.

— Was denn?

— Wie benahm er sich gegen seine Frau?

— Nun, wie ein guter Ehemann, er ließ sich viel gefallen — aber unter uns gesagt, Herr Maaß.

— Ich werde schweigen wie das Grab, Alter. Demnach hat die Frau den Herrn gespielt?

— So muß ich wohl glauben. Die gnädige Frau ist gut, aber streng, sehr streng.

— Herr von Elm hat sich in den See gestürzt.

— Wer sagte es Ihnen? fragte erschreckt der Alte.

— Die gnädige Frau selbst.

— Das wundert mich; über diesen Punkt verliert sie nie ein Wort. Sie mag es wohl bereuen, den jungen Herrn mitunter ein wenig geplagt zu haben — versteht sich, aus lauter Liebe. Ich glaube, sie ist eifersüchtig auf Babet gewesen. Sich in den See zu stürzen, hätte er übrigens nicht nöthig gehabt, ich bedauere den armen, guten Mann von Herzen.

Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen, der seinen Herrn im aufrichtigen Schmerze eine Thräne nachweinte. In dem Saale des Landhauses traf Julian Babet; sie sagte ihm, daß die gnädige Frau noch bei der Toilette sei.

— Allein? fragte der Maler.

— Sie nimmt nie meine Hülfe in Anspruch. Als der gnädige Herr noch lebte . . .

— Du hast ihn gekannt?

— Gewiß, lieber Herr, er sah gerade aus, wie Sie. Wäre er doch auch so freundlich gewesen, wie Sie.

— Und doch hat er seine Frau lieb gehabt.

— Das glaube ich nicht; er war hartherzig und rauh. Die arme gnädige Frau hat oft heiße Thränen geweint. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn er sich nicht in den See gestürzt hätte, um seine Frau zu kränken.

Babet hörte ein Glocke.

— Sie ruft mich! flüsterte sie. Lieber Herr, schweigen Sie ja über das, was ich Ihnen soeben gesagt habe.

Dann eilte sie in das Boudoir ihrer Herrin.

— Seltsam! dachte der Künstler. Die Urtheile dieser beiden Domestiken sind sehr verschieden: Andreas meint, die Frau trage die Schuld an dem Unglücke, und Babet beschuldigt den Mann. Wer hat nun Recht?

Josephine erschien. Wehmüthig, wie immer, grüßte

sie den Maler, der ihr ehrerbietig die Hand küßte. Konnte dieses ruhige seelenvolle Auge lügen? Konnte dieses melancholische Lächeln, das die feinen Lippen umspielte, der Erguß eines harten Herzens sein? Wenn die Trauer eine erheuchelte war, mußte Josephine eine große Künstlerin in der Verstellung sein Und aus welchem Grunde sollte sie eine so traurige Rolle spielen? Julian nahm an, daß Josephine ein weiches Herz besaß und einen Hang zur romantischen Schwärmerei hatte. In dieser Annahme glaubte er das Räthsel zu ihrem Betragen zu finden.

— Geben wir heute unsere Sitzung auf, sagte sie mit einem reizenden Lächeln.

— Warum gnädige Frau?

Die Worte „gnädige Frau" wollten dem Künstler heute nicht recht über die Lippen; Josephine sah so jugendlich frisch aus, daß er sie hätte „Fräulein" nennen mögen.

— Mir fehlt die Ruhe; ich würde mich zu arg langweilen, Unterhalten wir uns, ich bitte.

Sie setzte sich an ihren eleganten Arbeitstisch, der am Fenster stand, und ergriff eine Stickerei, die sie in ihrer Lieblingsfarbe, in Schwarz ausführte. Ihre Blicke, ihr Lächeln waren heute weniger melancholisch als sonst. Julian konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Josephine fest auf die Annahme ihres Vorschlags rechnete. Er beschloß zu prüfen. Ohne Umstände theilte er ihr

mit, daß er mit der Vollendung der Arbeit eilen wolle, weil er in einigen Tagen seine Reise fortsetzen müsse.

— Unmöglich! rief sie, indem sie die Stickerei sinken ließ.

In ihren schönen Zügen malte sich ein unverkennbarer Schrecken. Julian hatte Mühe seine Freude zu unterdrücken. Das war für einen Anbeter das günstigste Zeichen.

— Was treibt Sie? fragte sie rasch. Sie werden mein Sekretär — den Gehalt mögen Sie sielbst bestimmen. Ich wiederhole Ihnen, daß ich zu jedem Opfer bereit bin, um Sie zu fesseln. Ueben Sie Ihre Kunst nach Gefallen, ich kaufe alle Ihre Bilder, aber bleiben Sie, bleiben Sie! rief sie in einem fast befehlenden Tone.

— Himmel, dachte Julian, wenn sie mit mir, dem Fremden, so spricht, wie muß sie mit ihrem Manne gesprochen haben? Sollte Andreas Recht haben?

Julian sah einen Augenblick die Wittwe an. Ihre Wangen hatten sich leicht geröthet — sie war zum Entzücken schön in dieser Aufregung, die des Malers Entschluß erzeugt hatte.

Josephine schien ihre Aufwallung zu bereuen; sie senkte die Augen, ward noch röther als zuvor, und nahm die Stickerei wieder zur Hand.

— Verzeihung, flüsterte sie, ich habe kein Recht, Ihnen Vorschriften zu machen.

Julian suchte sie zu beruhigen.

— Sie sind Wittwe, gnädige Frau, jung, schön und reich, gab er zur Antwort; Sie leben allein in einem einsamen Landhause — wenn Sie sich nun einen sechs und zwanzigjährigen Sekretär wählen . . .

— Ah, Sie moralisiren! unterbrach sie ihn, ironisch lächelnd. Das ist gut, — recht gut, ich erkenne Ihre aufrichtige Gesinnung gegen mich.

— Zweifeln Sie nicht, gnädige Frau, daß ich mit mir streng zu Rathe gegangen bin, und daß meine Verehrung für Sie, eine entscheidende Stimme dabei gesprochen.

— Und was ist das Resultat dieser Berathung? fragte sie so unbefangen, als es ihr möglich war.

— Zunächst wollte ich Sie auf die Gefahren aufmerksam machen, die aus meinem Engagement für Ihren Wittwenstand erstehen.

Josephine lächelte.

— Ich verzeihe Ihnen diese Bemerkung, mein Herr; ja ich verzeihe sie Ihnen, denn sie ist gut gemeint.

— Das schwöre ich Ihnen! rief Julian.

— Aber glauben Sie denn, daß ich diesen Punkt außer Acht gelassen habe? Die Welt ist mir völlig gleichgültig, und das Urtheil derselben kümmert mich nicht.

Kann ich mich vor meinem eignen Gewissen rechtfertigen, so mag man nach Belieben von mir denken und reden. Um die Erinnerung an meinen verstorbenen Mann nicht zu beeinträchtigen, werde ich zeitlebens Wittwe bleiben. Die Welt meines Herzens ist abgeschlossen und unabhängig von der Meinung der Leute.

Julian begriff zwar, daß Josephine eine emancipirte, extravagirende Frau war, aber sie blieb deßhalb nicht weniger liebenswürdig und verführerisch.

— Gnädige Frau, begann er nach einer Pause; zu einem Contracte gehören zwei Parteien . . .

— Ganz recht, mein Herr.

— Beschäftigen wir uns mit der zweiten Partei, mit mir.

— Das finde ich in der Ordnung.

— Ich will den Dienst, den ich leiste, nicht zu hoch anschlagen, wenn ich dadurch auch meinem Leben eine völlig veränderte Richtung gebe; aber es werden für mich Gefahren entstehen, die weder Willenskraft, noch Resignation beseitigen können.

— Gefahren? Ich verstehe Sie nicht.

— Frau von Elm, eine geistreiche, liebenswürdige Dame ist einem jungen Manne stets eine Gefahr, und eine um so größere, wenn diese Dame jede Hoffnung abgeschnitten hat. Ich würde einem Schiffer gleichen, der

seinem Fahrzeuge zu viel zumuthet und sich in einen Strudel wagt, dessen Wellen ihn verschlingen müssen. Die Ruhe des Herzens ist eine Hauptbedingung des Lebens — Sie wissen es aus eigener Erfahrung.

— Sie wollen mir schmeicheln! rief Josephine.

— Verzeihung, ich habe mein Interesse im Auge. Aber auch das Ihrige.

— Wie, fragte sie verwundert, auch das meinige?

— Ja.

— Beweisen Sie es, Herr Maaß.

— Ich bleibe bei Ihnen.

— Gut. Und der Preis?

— Ihre Hand!

Josephine bog sich in den Sessel zurück, als ob sie die Kühnheit dieses Antrags erschreckte.

— Mein Herr, ich habe Ihnen gesagt, daß ich an eine zweite Heirath nicht denke.

— Ueberlegen Sie: ein Mann, der Sie liebt, fügt sich willig allen Launen Ihres Schmerzes.

— Der mich liebt? wiederholte sie erröthend.

Julian ergriff die Hand und drückte leise einen Kuß auf die zarten Fingerspitzen derselben.

— Könnte ich nicht als Mann mit Ihnen leben, so wäre ich ja nur der Bediente bei Ihrem Leichengepränge. Ich hoffe, Sie achten mich genug, um mich nicht so tief

zu demüthigen. Die Welt ist mir, wie Ihnen, gleichgültig; aber Sie verzeihen mir gewiß, wenn ich das Glück und die Ehre in meinen eigenen Augen mir wahre.

Eine leichte Wolke des Unmuthes flog über das reizende Gesicht Josephinens.

— Mein Herr, sagte sie ernst, sie sprechen von Glück und Ehre . . .

— Beide werde ich in einer Verbindung mit Ihnen finden, unterbrach er sehr artig.

— Urtheilen Sie, wenn Sie das Loos kennen, das meinen zweiten Gatten trifft.

— Und dieses Loos!

— Mein zweiter Gatte wird sich nie der Zärtlichkeit erfreuen, die er von seiner Gattin hofft, er wird für sich, als Gefangener leben, er wird nicht einmal meine Hand küssen dürfen, eine Freiheit, die ich Ihnen, dem Fremden gestattet habe. Da Sie mich stets an Horst von Elm erinnern, werden Sie aus meinem Munde nur das Lob desselben, nur die Klage um ihn hören. Wundern Sie sich nicht, wenn ich vor Ihnen zurückbebe, wenn ich Sie als den Mann hasse, der einen Zufall zu seinem Vortheile benutzt.

— Diese Aussicht, antwortete Julian lächelnd, schreckt mich nicht ab, und ich muß auf der gestellten Bedingung beharren. Habe ich als Ihr Gatte auch nur das Recht, Sie zu sehen, so wird mich für den Verlust der übrigen

Rechte das Bewußtsein entschädigen, daß mich die Welt um meine schöne Gattin beneidet. Meine Ehre ist dann gerettet, und auch die Ihrige. Der Sekretär aber würde Frau von Elm kompromitiren.

— Ist das Ihr fester Entschluß? fragte sie schmerzlich

— Zu unserem Heile, ja!

— Und es giebt kein anderes Mittel, Sie zufrieden zu stellen?

— Nein.

— Ich bin reich, sehr reich! sagte sie betonend.

Julian spielte den Verletzten; er stand auf und grüßte, als ob er sich entfernen wollte.

— Bleiben Sie, bleiben Sie! rief Josephine erschreckt. — Sie sind ein grausamer Mann, fügte sie weinend hinzu; Sie wissen, daß bei Ihrem Anblicke mein Schmerz leichter wird, daß mir mein verstorbener Gatte erscheint, wenn Sie sich mir nähern. Ich habe keine Gewalt über Sie — sonst würden Sie mich nicht durch einen solchen Antrag kränken.

— O, gnädige Frau, fällt es Ihnen denn so schwer, dem Doppelgänger Ihres verstorbenen Mannes einen kleinen Theil der Gunst zu schenken, die Sie jenem gewähren? Ihren Reichthum verachte ich; Sie anbeten zu dürfen, ist die höchste Aufgabe meines Lebens.

— Mein Herr, Sie sind ein Ungeheuer! rief vor Zorn weinend die schöne Frau. O hätte ich Sie nie gesehen!

Sie sank in den Sessel zurück und verhüllte das Gesicht mit dem weißen Batisttuche. Julian entfernte sich langsam aus dem Saale; er warf mehr als einmal einen Blick zurück — Josephine blieb in ihrer Stellung. Ach, was würde der verliebte Maler darum gegeben haben, wenn er jetzt einen Blick in ihr Herz hätte werfen können. Ein unbeschreibliches Gefühl preßte ihm die Brust zusammen. Jene junge Dame war eine wunderliche Person, eine Art Kobold; aber er liebte sie leidenschaftlich, wie sie war. Ein Maler kann sich in ein schönes Bild verlieben — warum nicht in eine schöne Frau, wenn er ihren Charakter auch nicht näher kennt?

Als Julian sah, daß die Schöne ihn nicht zurückrief, entfernte er sich mit schwerem Herzen. Er bestieg das kleine Boot und fuhr nach der Insel Ufrau. Hier wartete er bis gegen Abend in der Hoffnung, daß Josephine das Grab ihres Mannes besuchen werde — aber sie blieb aus. Es war Nacht, als der Maler sein Zimmer betrat.

III.

Erklärung.

Julian befand sich in einer eigenthümlichen Lage. Oft mußte er lächeln, über die seltsamen Spiele des Zufalls, es war gewagt, eine so launenhafte Wittwe zu heirathen;

aber der Gedanke, daß er als Mann eine Autorität üben könne, um sie fügsam zu machen, erfüllte ihn mit Muth. Er nahm an, daß seine Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen ihm bereits einen Theil der Liebe der schönen Wittwe erworben habe. Josephine war noch jung, für die Liebe empfänglich, sie konnte ja mit der Zeit den ersten Gatten vergessen und ihre Neigung auf das Ebenbild desselben völlig übertragen. Es kam darauf an, wie er überhaupt die Dame auffaßte. So schwer es ihm auch ward, er wollte sich ihr nicht zuerst nähern. Wie groß war sein freudiges Erstaunen, als Andreas am nächsten Morgen erschien und ein Briefchen brachte. Vor Ungeduld zitternd, öffnete er das Papier, das schwarz gesiegelt und mit einem schwarzen Rande versehen war. Es enthielt folgende Zeilen:

Mein Herr!

Ihre Entfernung hat mich mit Schmerz erfüllt, und wenn ich Sie bitte, heute Ihre Arbeit wieder aufzunehmen, so leitet mich nur das Verlangen, meinem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Lassen Sie mir sagen, wann ich Sie erwarten kann.

Josephine, verwittwete von Elm.

— In einer Stunde! rief Julian, als er gelesen hatte.

Andreas lächelte, als ob er die Begeisterung des Malers verstände.

— Alter Freund, Frau von Elm ist wohl nicht so böse, als man sie macht? fragte Julian.

— Lieber Herr, sie hat ihre Launen wie jede Frau. Ich bin der Meinung, daß der Mann selbst die Schuld trägt wenn er unter den Pantoffeln steht. Hätte Herr von Elm sich weniger gefallen lassen, er würde seiner Gattin die zu jener Zeit noch ein halbes Kind war, Respekt eingeflößt haben und heute noch leben.

— Aber man sagt, der Mann habe die Frau tyrannisirt . . .

— Lassen Sie nicht lange auf sich warten, sagte kopfschüttelnd der Alte und entfernte sich.

Dem jungen Manne ward das Zimmer zu enge, denn er durfte nicht mehr zweifeln, daß Josephine ihm geneigt sei. Er machte rasch seine Toilette und eilte in das Freie. In einer Stunde wollte er in dem Landhause sein. Um sich die Langeweile zu vertreiben, bestieg er den Kahn und fuhr, rüstig rudernd in den See. Er war eitel genug zu glauben, daß die Liebe die Zeilen diktirt habe, die ihn in einen Freudenrausch versetzt hatten. Welche entzückende Aussicht eröffnete sich ihm, er sollte der Mann einer reizenden und reichen Wittwe werden. Mehr kann ein armer Künstler von den Göttern nicht verlangen.

Ein jäher Donnerschlag schreckte ihn aus seinem Sinnen. Unmittelbar darauf folgte ein Windstoß, der die leichte

Barke wie einen Kork zur Seite schleuderte. Mit Mühe stellte der kräftige Ruderer das Gleichgewicht wieder her, der nun erst bemerkte, daß eines jener furchtbaren Gewitter im Anzuge war, die man nur in den Gebirgsländern kennt. Der sonst so ruhige See verwandelte sich rasch in ein tosendes Meer. Der Regen stürzte in Strömen herab, die Luft wurde grau, daß sich das nahe Ufer kaum erkennen ließ. Der geschickteste Schiffer würde gegen dieses Wüthen der entfesselten Elemente nichts vermocht haben. Julian, dessen heißes Blut abgekühlt war, saß still in seinem schwankenden Boote und suchte mit seinen Blicken das Landhaus, das den Inbegriff aller seiner Wünsche barg.

Als sich nach einer halben Stunde der Horizont lichtete, sah er sich in kurzer Entfernung von der Villa. Er ergriff das Ruder und trieb die Barke, die halb mit Wasser angefüllt war, durch die tosenden Wellen. Bald stand er am Lande, aber bis auf die Haut durchnäßt. Durfte er sich so der Gebieterin seines Herzens zeigen? Noch überlegte er, was er thun sollte, als er Josephine, die ihn ängstlich beobachtete, in der Veranda erblickte.

Sie winkte ihm. Er ging ihr näher.

— Himmel, wie unvorsichtig! rief sie erregt aus. Sie vertrauen sich dem See an, während ein Gewitter aufsteigt. Das ist eine Vermessenheit, die Sie nicht genug büßen können. Kommen Sie!

— Wohin, in dieser Verfassung?

— Die Garderobe des Herrn von Elm ist noch vorhanden. Machen Sie Toilette, mein Freund — ich erwarte Sie im Salon.

Die Noth zwang den armen Maler, Folge zu leisten. Er trat in das ihm angedeutete Zimmer, wo er zu seiner Verwunderung eine vollständige Herrengarderobe vorfand, die man sorgfältig aufbewahrt hatte. Alle Kleidungsstücke waren kostbar und modern. Ohne zu zögern, wählte er ein Costüm nach seinem Geschmacke. Die Kleider paßten so gut, als wenn sie für ihn gemacht wären. Julian trat vor den großen Spiegel. Vielleicht hätte ihn die glückliche Zusammenstellung der Cravatte, der Weste, der Pantalons, und des feinen Fracks weniger interessirt, wenn er nicht wirklich verliebt gewesen wäre. Die Hoffnung erwachte in ihm, der reizenden Josephine in dieser Toilette zu gefallen.

Als er in den Saal trat, saß sie lesend an ihrem gewöhnlichen Platze, Ueberrascht sah sie den Künstler an.

— Horst! flüsterte sie kaum hörbar, indem sie eine Bewegung zu bemeistern suchte, die ein unzweideutiges Zeugniß von der Liebe zu dem verstorbenen Gatten ablegte.

Julian küßte ihr schweigend, aber mit dem Ausdrucke der innigsten Theilnahme, die Hand, die sie ihm willenlos überließ. Es ließ sich nicht annehmen, daß sie bei dieser rührenden Liebe je unfreundlich mit ihrem Manne gewesen.

Aber eben so wenig ließ sich präsumiren, das Horst sie rauh behandelt habe — würde sie in diesem Falle ihren Tyrannen eine so treue Anhänglichkeit bewahren?

— Ich habe sie zurückgerufen, sagte sie mehr traurig, als ernst; glauben Sie nur, es ist mir nicht leicht geworden.

Trotz dieser verletzenden Phrase, antwortete Julian sehr artig:

— Und ich versichere, daß ich gern zurückgekommen bin, um Ihre Wünsche zu hören.

— Herr Maaß, Sie sind herzlos! rief sie weinend aus. Sie wollen mich zwingen, meine Wünsche auszusprechen, die sie kennen. Das ist eine Demüthigung, die ich nicht verdient habe.

Julian sank überwältigt zu ihren Füßen nieder. Die Thränen einer schönen Frau besitzen eine große Gewalt.

— Josephine, rief er aus, könnte ich Sie ganz glücklich machen, könnte ich bewirken, daß Sie Ihre Trauer ablegten, um wieder sich selbst und der Welt anzugehören!

— Stehen Sie auf! rief sie erschreckt.

— Nur dann, wenn ich Ihnen gesagt habe, daß ich Sie liebe.

— Mein Herr! Mein Herr!

— Gestatten Sie mir, Ihnen mein ganzes Leben zu weihen!

Josephine ward sehr ernst.

— Ich sah Ihr Boot mit den Wellen kämpfen, sagte sie nach einer Pause, indem sie auf den Knieenden herabblickte; fast wären Sie ein Opfer ihrer Ergebenheit für mich geworden. Da machte mich der Gedanke zittern, daß ich meinen Horst zum zweiten Male verlieren könnte. — Julian, ich habe für Sie gebetet, und der Himmel hat mein Gebet erhört. Ich will offen sein, ich will Ihnen nichts verbergen: dem Gebete hatte ich auch ein Gelübde hinzugefügt.

— Ein Gelübde? fragte der Maler gespannt.

— Ein dem Himmel gemachtes Versprechen muß man halten, es koste, was es wolle. Ich habe gelobt, wenn das Ebenbild meines verstorbenen Gatten der Todesgefahr entgeht, ihm meine Hand zu reichen.

— Josephine! Josephine!

— Aber nur unter den Bedingungen, die Sie kennen! fügte sie rasch hinzu. Sie sind mein Gatte vor der Welt — nichts weiter. Dann wird Ihre Ehre und die meinige gerettet sein. Dem Verstorbenen bleibe ich treu; man wird mich für ihre Gattin halten, während ich noch Wittwe bin!

— Ich verspreche Ihnen, Ihren Schmerz zu ehren.

— Treffen Sie Ihre Vorbereitungen — ich bewillige Ihnen fünfzigtausend Gulden.

— Sind dieß alle Bedingungen, die ich zu erfüllen habe?

— Lieben Sie mich aufrichtig?

— Das schwöre ich Ihnen!

— So habe ich nichts mehr hinzuzufügen.

Das war die Verlobung des Malers mit der Wittwe. Julian schrieb noch denselben Tag an einen Freund in der Heimat, daß er ihm die zur Verheirathung erforderlichen Papiere senden möge. Bis zur Ankunft derselben, die nach drei Wochen erfolgte, blieb er in dem Gasthause. Daß er der tägliche Gast in der Villa war, bedarf wohl keiner Erwähnung. Er wußte seine zukünftige Frau bewundern; sie behauptete ihre eigenthümliche Stellung mit einem Takte, der nicht nur die weibliche Delicatesse nicht verletzte, sondern auch Zeugniß von ihrer hohen geistigen Bildung ablegte. Es gab Augenblicke, in denen sie heiter war, und dann erblickte Julian ein Wesen, wie es die Phantasie eines Dichters nicht vollkommener erschaffen kann. Zwar sollte er nur ihr Titulargatte werden, zwar sollte er, streng genommen, nur ein Modell des Verstorbenen sein; aber der Gedanke, durch die Hand des Priesters mit ihr verbunden zu werden, erfüllte ihn mit Entzücken und schmeichelte seiner Eitelkeit. Ob noch tiefere Gedanken in seiner Seele schlummerten, können wir nicht sagen; soviel indeß läßt sich versichern, daß er für den Augenblick vollkommen glücklich

war. Wer hatte nun Recht über die erste Ehe Josephinen's: Andreas oder Babet?

Launen hat jede Frau, vorzüglich wenn sie schön und reich ist — auch Josephine hatte die ihrigen. Wenn der Bräutigam ihre kleinen Capricen nicht bemerkte, so gab sich die Braut Mühe, ihm seine Stellung so erträglich als möglich zu machen. Sie übergab ihm ihre Bücher und die Verwaltung des Vermögens. Der arme Künstler erschrak vor dem enormen Reichthume. Bei dem mehr als einfachen Leben waren die Zinsen zu den Kapitalien gekommen, die bei guten Bankhäusern deponirt oder in soliden Aktien-Unternehmungen angelegt waren. So verlockend dieser Reichthum auch war, so wünschte Julian doch nicht selten, daß Josephine weniger reich und ihm eine Gattin sein möchte, deren Herz er allein besäße. Indeß er hoffte viel, er hoffte Alles von der Zeit und von dem Standpunkte, den er einzunehmen gedachte.

Der Tag der Trauung, die in dem Landhause vollzogen werden sollte, kam heran. Am Abend zuvor nahm Julian von einem bequemen, eleganten Zimmer Besitz, dessen Fenster nach dem See hinausgingen. Horst von Elm hatte es bewohnt. Wie still war es in dem weiten Gebäude; nichts zeigte an, daß den folgenden Tag eine Festlichkeit stattfinden sollte. Nach dem Abendessen war Julian allein, er rauchte eine Cigarre und betrachtete die köstliche Landschaft. Der

Vollmond stand über dem See und goß ein wunderbares Licht auf die unbewegliche Wassermasse. Konnte ihn dieser Anblick für das entschädigen, was er entbehrte? Wie anders sah es in der Heimat aus, wenn zwei Liebende an den Altar traten. Kein Freund, keine theilnehmende Seele nahte sich dem einsamen Bräutigam, es war ihm nicht einmal gestattet, mit der Braut zu kosen, die von morgen an die Gefährtin seines Lebens sein sollte. Ein bitteres Gefühl beschlich ihn.

Da ward leise an die Thür geklopft.

Sollte Josephine kommen?

Der Glückliche öffnete. Ein schon bejahrter Mann, in eine dunkle Livree gekleidet, stand an der Schwelle.

— Wer sind Sie?

— Jean, der neue Kammerdiener des gnädigen Herrn. Auf Befehl der gnädigen Frau stelle ich mich zu Ihrer Verfügung.

Das war eine lobenswerthe Aufmerksamkeit. Jean meldete zugleich, daß die gnädige Frau den gnädigen Herrn in dem Salon erwarte.

Julian war zufrieden; seine Braut gab zu erkennen, daß sie die Bedeutung des Abends zu würdigen wußte. Der Kammerdiener leuchtete voran. Ceremoniös öffnete er die Flügelthür des Saals und kündigte mit lauter Stimme an:

— Herr von Elm!

Der Maler war erstaunt; man kündigte ihn als einen Herrn von Elm an. Dies geschah ohne Zweifel auf Befehl Josephinen's.

Die Wittwe entließ den Kammerdiener durch eine pathetische Handbewegung. Dann führte sie den Bräutigam zu dem Sopha. Auf dem Tische lag eine aufgeschlagene Bibel in der sie gelesen hatte. Es war dies ein Beweis von dem religiösen Sinne der jungen Frau. Das seltsame Brautpaar ließ sich auf dem schwellenden Polster nieder. Auf dem Tische brannten drei Kerzen in einem silbernen Armleuchter. Bei diesem Lichte glich Josephine einer schwarz gekleideten Alabasterstatue. Gesicht, Hals, Schultern und Arme schimmerten schneeweiß aus dem tiefschwarzen Kleide hervor. Der volle Busen bewegte sich leise unter dem feinen schwarzen Spitzenflor. Außer dem Trauringe des Verstorbenen trug sie keine helle Farbe; selbst das Ohrgehänge bestand aus einer dunklen Masse. Dem armen Julian schwanden fast die Sinne, als er seine Hand von diesem wunderbar schönen Weibe berührt fühlte. In einem feierlichen Tone begann sie:

— Mein Herr, ich stehe im Begriffe einen wichtigen Schritt zu thun. Zu meiner ersten Heirath rieth mir die Liebe, zu der zweiten — der Verstand. Die Gründe dazu

kennen Sie. Morgen vereint uns die Hand des Priesters; stellen wir heute unsere gegenseitigen Pflichten fest.

Julian erlaubte sich, den vollen Arm seiner schönen Braut zu küssen.

— Sie werden nur dem Namen nach mein Gatte sein, fuhr sie fort; werden mich als die Gattin des verstorbenen Herrn von Elm betrachten, werden durchaus keine Gunst von mir fordern, die mit meiner Trauer nicht in Einklang stände und werden keine andern Rechte reklamiren, als die, seine Kleider zu tragen und sich an meiner Seite zu zeigen. Schwören Sie mir dies auf die heilige Schrift, so verpflichte ich mich dagegen eidlich, Ihnen meine Hand zu reichen, dafür zu sorgen, daß nie die Welt unser wahres Verhältniß ahne, und Ihnen die unbeschränkte Verwaltung meines Vermögens zu übertragen. Sie verzeihen mir diese Feststellungen, denn Sie kennen die Gründe meiner zweiten Heirath, fügte Sie mit einem Lächeln hinzu, das den Maler fast um die Besinnung brachte.

Der Eid ist eine sehr ernste Sache. Konnte Julian einen solchen Eid halten? Er mußte entweder die reizende Josephine nicht lieben oder nur ein gemeiner Spekulant sein, wenn er diese Verpflichtungen übernahm. Josephine hatte bereits so viel Geist und Gefühl gezeigt, daß er hoffen durfte, sie stelle ihn nur auf die Probe und würde endlich

von der treuen Ergebenheit des Gatten gerührt, ihm die Arme öffnen und ihn des Eides entbinden.

Sie zögern? fragte sie betroffen. Sie haben meine Hand verlangt, und ich gewähre sie Ihnen — was wollen Sie mehr?

Als Antwort legte er die Hand auf die Bibel und schwor, die ihm gestellten Bedingungen so lange zu erfüllen, als seine Frau es fordern würde.

— Hier ist Ihr Adelsdiplom, ich habe es erkauft, damit Sie den Namen „von Elm" führen können.

— Mag man mich so nennen, damit Ihre Illusion vollständig werde. Bin ich doch nicht mehr ich selbst, seit ich das Glück hatte, Sie zu sehen.

Sie händigte ihm das betreffende Document ein, das von einem kleinen Fürsten ausgestellt war. Josephine hatte mit einer großen Summe den Adel für ihren zweiten Gemahl erkauft. Man sieht, welch eine traurige Gewalt der Mammon besitzt!

— Nun, treffen Sie Ihre Vorbereitungen, mein lieber Freund — eine Stunde nach unserer Trauung reisen wir. Gute Nacht.

Julian von Elm zog sich in sein Zimmer zurück. Konnte eine Dame, die sich so benahm, närrisch sein? oder konnte sie, da sie ihrem Gatten ihr Vermögen überwies, eigennützig ein Interesse verfolgen? Julian hielt seine

Verheirathung für ein Räthsel, das die Liebe endlich lösen würde.

Am folgenden Morgen ward die Trauung in dem Saale der Villa vollzogen. Josephine war völlig in schwarze Seide gekleidet, statt des Brautkranzes trug sie eine weiße Rose im Haare. Julian bediente sich der Garderobe seines Vorgängers. Als der Priester sich entfernt hatte, traf man die Vorbereitungen zur Abreise, die denselben Tag noch erfolgte. Das Landhaus am See ward dem alten Andreas übergeben, Babet mußte ihre Herrin begleiten.

IV.

Nach der Hochzeit.

Das Ziel der Reise war Berlin. Das junge Paar hatte einen bequemen Reisewagen, den man benutzte, wo eine Eisenbahnverbindung nicht vorhanden war, und in den Orten, wo man sich aufhielt.

Von Zürich aus reisten sie mit Extrapost; die junge Frau wollte noch einmal dieselben Orte besuchen, an denen sie mit ihrem ersten Manne die Flitterwochen verlebt hatte. Julian, der mit bedeutenden Wechseln versehen war, führte die Kasse.

Die Reise ward zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen fortgesetzt; es schien, als ob Josephine Eile hätte, ein gewisses Ziel zu erreichen, und doch reiste sie nur der

Zerstreuung wegen. Die Nähe ihres zweiten Mannes schien einen vortheilhaften Eindruck auszuüben, sie lächelte oft, plauderte mehr als sonst und freute sich über die schönen Gegenden, durch die der Weg führte. Sie war mit einem Worte, eine gute Gesellschafterin. Gestattete sie ihrem Manne auch keine Zärtlichkeiten, so gab sich dieser doch der Hoffnung hin, daß die junge lebenslustige Frau diesem lästigen Verhältnisse selbst ein Ende machen werde. Um sein Ziel so rasch als möglich zu erreichen, hielt sich der Gatte streng in den ihm angewiesenen Schranken; er war freundlich, aber zurückhaltend wie ein Fremder.

Gegen Abend des dritten Tages sprach Josephine den Wunsch aus, einige Stunden zu ruhen. In einem Städtchen, wo die Pferde gewechselt werden sollten, befand sich der Post gegenüber ein hübsches Gasthaus. Dies war zum Ruhen erwählt.

— Bestellen Sie drei Zimmer! sagte die junge Frau.

— Drei Zimmer? fragte verwundert der Gatte.

— Das erste ist für mich, das zweite für Babet, und das dritte für Sie. Ich kann mich nicht einschränken.

Julian ging, still vor sich hin lächelnd, in das Gasthaus und erhielt die Zimmer, die durch offen stehende Thüren mit einander verbunden waren. Dann führte er seine Gattin ein.

— Wo werden wir speisen? fragte diese den Wirth.

— Sie haben zu befehlen: in dem Speisesaale oder auf Ihrem Zimmer.

— Lassen Sie in dem Speisesaale serviren.

Nach einer halben Stunde saßen die Gatten bei Tische. Julian bediente seine Frau mit der Vorsorglichkeit eines jungen Ehemanns. Sie aß mit gutem Appetit und lobte die Küche. Das Mahl war bald vollendet.

— Führen Sie mich, Herr von Elm, ich will zu Bette gehen.

Arm in Arm betraten Beide das Zimmer, das Josephine gewählt hatte. Rechts in einem Alkoven stand das Bett mit saubern Gardinen, links zeigte sich die offene Thür, die zu dem Zimmer des jungen Mannes führte. Auf dem Tische brannten die Kerzen. Babet ward zur Nachttoilette gerufen.

Als Julian sich zurückziehen wollte, sagte Josephine;

— Bleiben Sie, mein Freund?

Er sah seine Frau verwundert an.

— Sie haben es übernommen, fuhr sie fort, Horst von Elm zu repräsentiren, darum muß ich sie mit den Gewohnheiten desselben bekannt machen.

— Was habe ich zu thun?

— Sie lesen mir vor, während ich mich unter den

Händen des Kammermädchens befinde. Dort in meinem Reise-Necessär liegen Bücher — wählen sie nach Gefallen.

Einen Seufzer unterdrückend, fügte sich Julian. Er hatte ein Buch. Es war Schiller's Geisterseher. So anregend diese Lektüre auch war, so hatte der junge Ehemann doch wenig Lust vorzulesen, er war zu abgespannt von der Reise. Josephine bemerkte seine Verstimmung nicht; sie legte ihre elegante Reisemantille ab, warf ein weißes Battisttuch über die Schultern, warf sich auf einen Stuhl und gab ihr Köpfchen den Händen Babet's preis. Diese entfesselte die blonde Haarfluth, daß sie wie Wellen über das weiße Tuch herabfiel. Der arme Mann! Er vergaß vor Entzücken bei diesem Anblicke das Lesen. Jenes himmlisch schöne Geschöpf war seine angetraute Frau, und er durfte sie nicht einmal küssen! Schien es doch, als ob Josephine seine Pein dadurch erhöhen wollte, daß sie ihn zwang, ihrer Nachttoilette beizuwohnen.

— Warum lesen Sie nicht? fragte sie plötzlich.

Julian wollte eine Höflichkeitsphrase aussprechen; er unterdrückte sie, da Babet anwesend war. Nun begann er zu lesen. Er las gut. Als er nach einiger Zeit über das Buch hinweg sah, bemerkte er, daß Babet ihren Dienst vollbracht und sich entfernt hatte. Josephine saß in dem Stuhle: das Haar lag in unzähligen Knoten an dem Köpfchen, das von einem reizenden weißen Nachthäubchen

bedeckt war; statt des schwarzen Kleides hüllte ein leichter weißer Mantel den Alabasterkörper ein. Jener angenehme Duft erfüllte das Zimmer, der die Toilette einer Dame ankündigt. Aber ach, an dem weißen Häubchen befand sich ein schwarzes Band. Wie widerlich kontrastirte diese Farbe mit dem zarten Weiß! Unwillig legte Julian das Buch bei Seite.

— Sie sind müde mein Freund, sagte Josephine, indem sie sich erhob. Gehen Sie zu Bett.

— Vorausgesetzt, daß Herr von Elm nichts mehr zu thun hat.

Sie reichte ihm die kleine Haud, die er küßte.

Dem Anscheine nach gleichgültig, zog er sich zurück. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, als die Thür hinter ihm verschlossen ward. Dem auf diese Weise aus dem irdischen Paradiese verstoßenen Manne war der Schlaf vergangen. Er zündete eine Cigarre an, öffnete das Fenster und sah in die herrliche Nacht hinaus; eine Fluth von Gedanken strömte auf ihn ein. Die Gattin erschien ihm wie ein Kobold, der sein loses Spiel mit ihm treibt. Er nahm sich vor, sie durch Gleichgültigkeit und Kälte zu reizen. Ihre Toilettenkünste wollte er unbeachtet lassen, und wenn ihm das Herz dabei zerspringen sollte.

Hinter dem Gasthause breitete sich ein großer Garten aus. Julian, der ihn von seinem Fenster aus sehen konnte,

beschloß, sich ein wenig abzukühlen, denn in dem Zimmer war es heiß. Zwei Minuten später befand er sich im Freien. Er sah nach den Fenstern seiner Frau; sie hatte das Licht ausgelöscht.

— Josephine schläft ruhig! dachte er mit einem Seufzer.

Er ging langsam durch die Wege des Gartens. Da sah er eine zweite Cigarre wie einen Glühwurm durch die Nacht schimmern — der Wirth trat ihm entgegen, ein wohlbeleibter Mann von vielleicht fünfzig Jahren.

— Herr von Elm? fragte er.

Julian war erstaunt, diesen Namen nennen zu hören.

— Kennen sie mich? fragte er.

— Potz Blitz, ich möchte fragen, ob sie mich nicht mehr kennen?

Julian begriff, daß man ihn für den Verstorbenen hielt; er faßte rasch den Entschluß, die Rolle desselben fort zuspielen; es war ja möglich, daß ihm hier Gelegenheit geboten wurde, aus dem Leben seines Vorgängers Etwas zu erfahren.

— Ah, ganz recht, ich erinnere mich!

— Daß wußte ich wohl. Es ist hier so dunkel, daß man sich gegenseitig nicht erkennen kann.

— Nennen Sie mir ihren Namen!

— Georg Corvinus.

— Ah, ganz recht!

— Sie haben ein sehr schwaches Gedächtniß! rief lachend der dicke Mann.

— Ich bin zu zerstreut von der anstrengenden Reise, nichts weiter.

— Jene Dame ist also Ihre Frau? fuhr der Wirth mit einer Vertraulichkeit fort, die auf eine nähere Bekanntschaft schließen ließ.

— Ja.

— Herr von Elm hat stets einen guten Geschmack gehabt.

— Danke, mein Freund.

— Und das läßt sich von einem Husaren-Offizier auch erwarten.

Kennen Sie meine Frau?

— Ich habe sie diesen Abend bei Tische gesehen.

— Sonst nicht?

— Nein. Aber sie trauert . . . .

— Um einen theuren Anverwandten.

— Herr von Elm ist ohne Zweifel glücklich verheirathet und gut situirt.

— Beides, Herr Corvinus.

— Das ist mir doppelt lieb.

— Doppelt? fragte Julian, der das Geschwätz ertrug, um zu forschen.

Aus Rücksicht für Sie, und aus Rücksicht für mich.

— Für Sie?

— So helfen Sie, Herr Corvinus.

— Ich muß Ihrem Gedächtniß abermals zu Hülfe kommen.

Ihre Rechnung von dem letzten Manöver her — Sie lagen bei mir im Quartier.

— Ah, ganz recht! Wie viel beträgt sie?

— Genau zweihundert Thaler.

— Ich werde sie zahlen.

— Und dagegen liefere ich Ihnen ein Briefchen aus, das unter meiner Adresse hier angekommen ist und gegen drei Jahre in meinem Pulte liegt. Ich habe an das Regiment geschrieben, aber man antwortete mir, Herr von Elm sei aus dem Dienste geschieden. So blieb der Brief in meinen Händen und die Rechnung unbezahlt. Ich hätte Sie morgen Früh im Geheimen davon avertirt, denn in Gegenwart der jungen Frau . . .

— Sie haben Recht gethan. Ich habe das Geld — geben Sie mir den Brief und die quittirte Rechnung.

Beide gingen in das Gasthaus. Zehn Minuten später war das Geschäft geordnet. Nachdem Julian sich in das Fremdenbuch geschrieben, zog er sich rasch in sein Zimmer zurück. Begierig öffente er den Brief.

— Die Umstände mögen mich entschuldigen, flüsterte

er lächelnd vor sich hin. Wenn ich die Schulden des Herrn von Elm bezahle und seine Person als Ehemann repräsentire, so steht mir wohl auch das Recht zu, seine Geheimnisse kennen zu lernen. Ihm schadet es nicht mehr und mir nützt es vielleicht.

Er las:

„Geliebter meiner Seelen!

— Ah, unterbrach er sich, der Brief beginnt zärtlich! Josephine, die in frommer Pietät trauert, ist also nicht die erste Liebe des Husaren-Offiziers, die Entdeckung ist unbezahlbar.

Eifrig las er weiter:

„Mit Entsetzen habe ich die Nachricht gelesen, daß du nicht in unsere Stadt zurückkehrst, sondern zu einem andern Regimente versetzt bist. Zu den großen Opfern, die ich mir deinetwegen auferlegt, zähle ich auch das der Trennung von dir. Wie gern ertrüge ich sie, wenn ich auf eine baldige Vereinigung mit dir zählen könnte; aber leider muß ich nach Allem was geschehen, diese Hoffnung aufgeben. Mir bleibt nichts, als dir zu zeigen, wie grenzenlos elend du mich gemacht hast. Horst, du weißt, wie viel ich schon gelitten habe, du weißt, wie meine ganze Seele an dir hängt. Hast du den heiligen Schwur vergessen, den du mir geleistet? Hast du vergessen, daß meine Ehre in deiner Hand liegt? Alles verläßt mich, weicht von mir

— nur mein alter Vater erträgt mit mir die Armuth, die dein Werk ist. Und dennoch liebe ich dich. Sieh', meine Thränen benetzen diese Zeilen, die dir meinen Schmerz und meine Verzweiflung schildern sollen. Bekenne es nur offen, daß du geflissentlich vermeidest, zu mir zurückzukehren, daß du dich meiner schämst. Möge dir der Himmel verzeihen, wie ich dir verzeihe. Kannst du mich nicht mehr lieben, so verachte mich wenigstens nicht. Die Ehre eines armen bürgerlichen Mädchens wiegt nicht minder schwer, als die eines edlen Fräuleins. Schreibe mir einige Worte des Trostes, damit ich den Muth zu leben nicht verliere. Ach, es hofft noch immer — deine Leonore."

In diesen wenigen Zeilen, die an manchen Stellen durch Thränen verwischt waren, lag ein ganzes Mädchenleben mit seinen grausamen Leiden und Schmerzen, mit seiner schnöde betrogenen Liebe. Horst von Elm hatte demnach eine schwere Schuld vor dem Richterstuhle des Ewigen zu bekennen. Was war aus dieser Leonore in den drei Jahren geworden, während welcher sie vergebens auf einen Brief gehofft hatte? Die Zeilen waren mit „Halberstadt" unterzeichnet; es ließ sich also annehmen, daß dieß der frühere Garnisonsort des Lieutenants gewesen war. Julian faßte den Entschluß, diese Entdeckung nicht nur in seinem und Josephinens Interesse, sondern auch in dem Leonorens auszubeuten. Der Zufall bot ihm die

Hand zur Vervollständigung seines Glückes — er wollte sie nicht zurückweisen. Halberstadt wurde mit unter die Orte aufgenommen, durch welche die Reise gehen sollte. Den Vorwand dazu sollte ein Besuch des Harzes bieten. Julian war spät zu Bette gegangen; er erwachte spät. Kaum hatte er sich angekleidet als Josephine ihn durch Babet zum Frühstück rufen ließ. Sie hatte bereits vollständig Toilette gemacht.

— Führen Sie mich in den Garten! sagte sie nach dem ersten Morgengruß.

Arm in Arm stiegen sie die Treppe hinab. Der Morgen war schön, Blumen und Gesträuche dufteten, die Vögel in den Bäumen begrüßten jauchzend den herrlichen Augusttag. In einer Laube war das Frühstück servirt. Der freundliche Wirth fragte nach den Befehlen der Herrschaft — als ihm solche nicht zu ertheilen waren, entfernte er sich.

— Füllen Sie mir die Tasse, mein Freund! sagte Josephine melancholisch, nachdem sie eine Zeit lang schweigend auf der Bank gesessen hatte. Wundern Sie sich nicht, fügte sie in demselben Tone hinzu: Horst von Elm hat mir stets diese Aufmerksamkeit erwiesen.

Julian faßte sich in Geduld, wenn der Nachsatz seiner Frau ihn auch verletzte. Er würde freiwillig ein galanter Ehemann gewesen sein. Zwischen einem Dienste, den die

Zärtlichkeit leistet, und einem anbefohlenen liegt ein großer Unterschied. Es schien, als ob Josephine diesen Unterschied hervorheben wollte. Der junge Mann fühlte sich verletzt, aber er schwieg. Josephine trank den Kaffee und seufzte mitunter aus tiefer Brust. Ihr Benehmen an diesem Morgen leitete zu der Vermuthung hin, daß sie noch überspannt werden könne, wenn sie es nicht schon war.

Man besprach den Reiseplan.

— Wir werden acht Tage in dem westphälischen Bade Pyrmont zubringen, sagte die Dame gleichgültig.

— In Pyrmont?

— Und stets mit Extrapost reisen. Treffen Sie die Einrichtungen darnach.

Es geschah. Nach dem Ausspruche des Wirthes, der die verschiedenen Poststationen angab, konnte man am dritten Tage in Pyrmont sein. Die Reise war festgesetzt. Julian saß mit seiner Frau in dem bequemen, eleganten Reisewagen, der von drei Extrapostpferden gezogen ward. Wie angenehm wäre dieses ungestörte Zusammensein unter andern Verhältnissen gewesen, wie traulich hätte die Liebe hier kosen können! Eine Reise nach der Hochzeit ist für zärtliche Gatten ein kostbares Ding. Der arme Julian sollte diese Glückseligkeit nicht kennen lernen; er saß wie ein Fremder neben seiner reizenden Frau, die sprach, schwieg und schlief, je nachdem sie zu dem Einen oder dem Andern

Lust hatte. Julian bezämte seinen aufkeimenden Groll, denn er hatte sich vorgenommen, dieses traurige Verhältniß auf die äußerste Spitze zu treiben. Die folgende Nacht verfloß wie die erste. Gegend Abend des zweiten Tages fuhr man durch ein liebliches Thal. Rechts und links breiteten sich Wiesen aus, die von Waldungen begrenzt wurden. Auf den Wiesen waren Landleute mit der Heuernte beschäftigt. Man hörte das Jauchzen der fröhlichen Burschen und Mägde, die sich neckten, so oft sich die Gelegenheit dazu bot.

— Uebermüthiges junges Volk! sagte Josephine mit einem Seufzer, als ob sie die Bauern um ihre Fröhlichkeit beneidete.

— Jene dort erfassen das Leben richtig, bemerkte Julian. Jeder Tag, in unnützen Sorgen vollbracht, ist ein verlorner. Der Kluge benützt die Spanne der Zeit, die ihm das Schicksal vergönnt . . .

— Mein Freund, ich muß diese Worte als eine Anspielung auf mich betrachten! fuhr die junge Frau auf.

— Verzeihung, meine Bemerkung war eine allgemeine. Es ist leicht, Lebensregeln aufzustellen — nicht wahr? Befolge ich selbst doch diejenigen nicht, die ich als richtig anerkannt habe. Der Kopf steht immer mit dem Herzen in Hader, sie bilden zwei kriegführende Partheien. Was die eine billigt, verwirft die andere.

— Was befiehlt Ihnen Ihr Kopf? fragte sie neugierig.

— Das volle Leben mit aller Kraft zu erfassen.

— Und ihr Herz?

— Das eigensinnige Ding zwingt mich, mein Selbst zu verläugnen.

— Julian, Sie haben mir aus freiem Antriebe Ihre Hand gereicht.

— Ich weiß es.

— Noch mehr: Sie haben mich gezwungen, ein Verhältniß einzugehen, das Ihnen jetzt schon lästig zu sein scheint.

— Nein, Ihnen, Josephine, bringe ich willig jedes Opfer. Da ich von meiner Liebe nicht sprechen darf, spreche ich von Ihren Launen, die Ihnen das Leben in einem trüben Lichte erscheinen lassen. Gestehen sie es nur, Sie beneiden jene Landleute . . .

— Vielleicht! rief sie spöttisch. Das wird auf Sie ankommen.

— Auf mich?

— Ich habe von Ihnen Zerstreuungen erwartet — sollte ich mir eine Last aufgebürdet haben, so würde ich allerdings jeden beneiden, der sich seiner Freiheit zu erfreuen hat. Ich erlaube mir, Sie an unsern Kontract zu erinnern.

Sie stützte das Köpfchen in die kleine Hand und sah schmollend in das Freie.

Julian zuckte zusammen. War dies Trotz, Eigensinn oder wohl gar Bosheit? Sollte der arme Mann auf ein unbezähmbares Herz stoßen? Oder sollte Josephine wirklich überspannt sein und in ihrer Ueberspanntheit eine so seltsame Ehe geschlossen haben?

— Gut, dachte Julian, starke Krankheiten erfordern starke Mittel. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich diesen kleinen Teufel bekehre. Ein Remedium befindet sich bereits in meinem Portefeuille.

In dem nächsten Dorfe wurden die Pferde gewechselt. Der Wagen rollte rasch weiter. Bald brach der Abend an. Josephine hatte sich in das Kissen gelegt und schien zu schlafen. Es war dunkel. Die Reisenden konnten sich einander nicht erkennen. Man hätte sie für Liebende halten mögen, die mit einander schmollen. Die junge Frau seufzte tief und schwer.

— Das hätte Horst nicht gethan! flüsterte sie weinend.

Diese Worte schienen der Ausbruch ihrer trüben Gedanken zu sein, denen sie bis jetzt nachgehangen.

Julian ward von Mitleid ergriffen.

— Sie klagen mich an, Josephine, und ich meine es doch gut mit Ihnen.

— So bedenken Sie meine Lage.

— Diese Lage eben bestimmt mich.

Sie weinte wie ein Kind.

— Statt mich zu bemitleiden, reizen Sie mich! rief sie schluchzend.

— Ah, dachte Julian, die Reue kommt; das ist ein gutes Zeichen. Verzeihung, Josephine, fügte er laut hinzu, ich habe Sie nicht kränken wollen. Aber vergessen Sie nicht, daß ich auch Pflichten übernommen haben. Jeden Fremden wird Ihr Schmerz rühren.

— Und Jeder, der Horst von Elm gekannt hat, wird diesen Schmerz gerecht finden.

— Vielleicht! rief Julian unwillkürlich.

— Was wollen sie sagen? fuhr sie auf.

— Ich habe den Mann, den ich repräsentire, nicht gekannt. Dennoch bin ich der Meinung, daß Sie sein Andenken ehren können, ohne sich das Leben zu verbittern.

— Denken Sie daran, daß Horst aus Liebe zu mir in einem Anfalle von Wahnsinn sich den Tod gegeben hat.

— Das war eine Schwachheit!

— Die ihn mir unvergeßlich macht. Ich werde ihn betrauern, so lange ich lebe.

— Josephine, denken wir uns den Fall umgekehrt . . .

— Wie?

— Nehmen wir an, Sie wären gestorben.

— Gut, wir nehmen es an. Ich bin todt, Horst lebt . . .

— Glauben Sie, daß er wie Sie trauern würde?

— Ich bin davon überzeugt. Man kann nur ein Mal in seinem Leben wahrhaft lieben, und Horst hat mich wahrhaft geliebt, wie ich ihn noch heute wahrhaft liebe.

— In dem Punkte der wahrhaften Liebe, pflichte ich Ihnen bei. Aber wer bürgt Ihnen dafür daß Horst's Liebe zu Ihnen die erste wahre gewesen ist?

— Julian, wollen Sie den Todten verdächtigen? fragte sie vorwurfsvoll.

— Nein ich nehme nur den möglichen Fall an.

Demnach schließen Sie sich nicht aus, daß auch Sie schon geliebt haben können?

— Ich habe mein Ehrenwort gegeben . . .

— O, auch Horst hat es mir gegeben! rief sie eifrig. Und Horst war königlicher Offizier. Doch schweigen wir davon, fügte sie rasch hinzu. Der Verstorbene kann sich nicht rechtfertigen. Mein Glaube steht fest und unerschütterlich.

— Josephine!

— Sorgen Sie dafür, daß ich den Verstorbenen nicht zu vertheidigen brauche.

In den letzten Worten lag ein tiefer Sinn. Julian schwieg, er wußte ja, daß er siegen würde. Trotz dieser

Eigenheiten gewann er das wunderbare Wesen immer lieber, als man Pyrmont erreichte, schwärmte er für seine Frau, die seit dieser Unterhaltung still und verschlossen geworden war. Wie bemitleidete er die Arme, die offenbar das Opfer eines argen Wahns war.

Die Saison, wir bedienen uns des in Bädern üblichen Ausdrucks, war trotz des vorgerückten Sommers noch sehr lebhaft, Gäste, aus allen Ländern Europa's, waren in dem wirklich reizenden Orte versammelt. Unsere Reisenden fanden eine bequeme und elegante Wohnung, die nicht fern von der Hauptallee lag. Josephine kannte das Bad, sie hatte es in den Flitterwochen mit ihrem ersten Manne besucht, und um jene glückliche Zeit noch einmal zu durchleben, war Pyrmont das Ziel der Reise geworden. Diese Absicht war Julian zwar Geheimniß geblieben, aber er ahnte sie.

Am Tage nach der Ankunft machten die beiden Gatten die erste Morgenpromenade. Julian bemerkte mit Entzücken, daß seine schöne Frau Aufsehen erregte. Die Trauertoilette vermehrte das Pikante ihrer Erscheinung. In der Brunnenliste standen Herr von Elm und Gemahlin unter den Angekommenen. Wem daran lag, konnte also leicht erfahren, wer die Gäste waren, zumal da in der Liste die Wohnung mit angegeben war.

Am zweiten Tage sprach man schon lebhaft von beiden

jungen Leuten, die stets in schwarzen Farben erschienen. Julian trug ebenfalls dunkle Farben, um den Kontrast zu vermeiden. Wenn seine Frau trauerte, konnte er nicht fröhlich erscheinen. Es gab Augenblicke, in denen sein Inneres so düster war, als sein Aeußeres; aber die Hoffnung verließ ihn nicht; Leonorens Brief war ihm ein Talismann. In solchen Augenblicken schämte er sich der Aufgabe, die ihm geworden, und wäre der Preis, den er in seiner Schönheit stündlich vor Augen sah, nicht ein so hoher gewesen, er würde von der Bühne zurückgetreten sein.

V.

Im Bade.

Bis zum dritten Tage ging alles so gut, als es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Abends sagte Josephine, die von einer langen Promenade ermattet war:

— Mein Freund, ich werde schlafen gehen.

— Gute Nacht, Josephine.

— Und Sie?

Julian schmeichelte sich, daß ein Anflug von Eifersucht ihr diese Frage erpreßte.

— Nun ich werde lesen. Was that Horst in solchen Fällen?

— Er besuchte den Spielsaal.

— Mit Ihrer Bewilligung?

— Ich hatte ihm dreitausend Gulden zu dieser Zerstreuung ausgesetzt. Mein Gatte soll als reicher Mann leben. Was schadet's, wenn er eine Stunde des Vergnügens mit eintausend Gulden bezahlt? Herr von Elm muß sich in dem Spielsaal zeigen, um ein vollkommener Badegast zu sein.

— Ich werde den Spielsaal besuchen. Fortuna wird mir gewiß im Spiele günstig sein, da sie mich in der Liebe mit bösen Mienen ansieht.

Josephine grüßte ceremoniel und zog sich in ihr Zimmer zurück.

Es war neun Uhr, als Julian das Haus verließ. In dem Cursaale, an dem er vorüberschritt, hatten die Gäste einen kleinen Ball improvisirt, die Musik spielte eine liebliche Polka. Julian erinnerte sich der heiteren Künstlerfeste in Düsseldorf, wo man ihn als einen graziösen Tänzer oft bewundert hatte. Jetzt war Spiel und Tanz vorbei, er opferte seine Zeit den Launen einer bizarren Frau. Wie köstlich wäre es gewesen, wenn er die reizende Josephine hätte zum Tanz führen können! Im sechsundzwanzigsten Jahre entsagt man den Freuden der Jugend noch nicht. Trübe gestimmt betrat er den Spielsaal. Die Gesellschaft bestand größtentheils aus Leuten im reiferen Alter. Auch einige bejahrte Damen sah man, die eifrig pointirten. Man

spielte Pharao. Julian sah, wie die Goldstücke aus einer Hand in die andere flogen; er sah heitere und traurige Gesichter, ruhige und leidenschaftliche.

Ein langer, hagerer Mann fiel ihm besonders unter den Spielern auf. Die Physiognomie desselben fesselte den Maler, wie fast alle Porträtmaler. Der Spieler schien Militär gewesen zu sein, wenigstens verrieth dies ein kurzer grauer Schnurrbart und der nach Art der Soldaten bis an den Hals zugeknöpfte Oberrock. Das bereits ergraute, aber noch volle Hauptthaar war kurz geschnitten. Dieser Mann hielt noch einige Goldstücke in den Händen — er setzte sie auf eine Karte und verlor sie. In düsterer Ergebung, die sich mit einer Art verzweiflungsvollem Hohn mischte, sah er nun dem Spiele zu. Seine lüsternen Blicke verriethen, wie gerne er weiter gespielt hätte — es mußte ihm also an Kasse fehlen.

Julian wählte seinen Platz neben diesem Manne.

— Spielen sie doch, Herr Leutenant, flüsterte eine alte Dame mit goldener Brille dem langen Manne zu.

Dieser antwortete mit einem ironischen Lächeln.

— Ah, ich verstehe! fuhr die Dame fort. Hätte ich diesen Abend nicht ein merkwürdiges Unglück gehabt . . .

— Sie vergessen, daß ich noch in Ihrer Schuld bin, flüsterte der Spieler zurück. Wenn mich das Mißgeschick

ferner so verfolgt wie seit einigen Tagen, werde ich wohl Ihr Schuldner bleiben müssen.

— Mein Gott, ich habe Sie ja noch nicht erinnert. Sie werden morgen gewinnen — die Saison ist noch nicht zu Ende.

— Und wenn ich nicht gewinne? fragte der Lieutenant.

Die Dame zuckte mit den Achseln.

Sie sind ein Ehrenmann! fügte sie hinzu.

— Verlassen Sie sich darauf!

So leise dieses Gespräch auch geführt wurde, Julian hatte jedes Wort desselben verstanden. Es war nicht schwer das Verhältniß der beiden Personen daraus zu erkennen. Der Lieutenant stand mit untergeschlagenen Armen an dem grünen Tische. Die Muskeln seines Gesichts zuckten von Zeit zu Zeit, während er die Spitzen seines Bartes mit den Lippen kniff. Er mußte sich in einer gewaltigen Aufregung befinden. Die Haufen der Goldstücke, unter denen sich auch die seinigen befanden, reizten ihn. Julian empfand ein reges Mitleid mit dem unglücklichen Spieler, der vielleicht seine ganze Hoffnung auf die trügerischen Karten gesetzt hatte, und nun der Dame sein verpfändetes Ehrenwort nicht lösen konnte. Die Lage des Offiziers mußte eine mehr als delikate sein.

Der Maler war kein Freund von Hazardspielen.

— Meine Frau hat mir dreitausend Gulden zum Ver-

spielen bewilligt, dachte er; ich kann diese Summe besser verwenden.

Er empfand zum ersten Male die Wonne des reichen Mannes. Sein Entschluß war gefaßt Er holte seine mit Goldstücken gefüllte Börse aus der Tasche.

Mein Herr, ich bitte Sie um eine Gefälligkeit!

Der Lieutenannt sah zur Seite.

— Was? fragte er kurz. Ich mache Platz.

— Nein, nein!

— Himmel!

Der lange Spieler trat zurück, indem er Julian mit sich fortzog. Sein großes Auge starrte den Maler an, als ob er ein Gespenst sähe.

— Unmöglich! murmelte er, indem er die Hand des Mahlers fahren ließ.

Julian begriff sofort, daß eine Verwechslung stattfand. Er zog sich mit dem Lieutnant in eine Fenstervertiefung zurück, um das Aufsehen zu vermeiden.

— Sprechen Sie!

Julian hielt die schwere Börse in der Hand. In seiner Erregung fand er keinen andern Vorwand, er muß also die Gefälligkeit, die er zu leisten beabsichtigt, aussprechen.

— Ich bin mit dem Spiele unbekannt, und doch möchte ich mein Glück versuchen.

— So versuchen Sie es.

— Spielen Sie statt meiner . . .

— Mein Herr!

— Hier ist die Börse.

Der Lieutenant stand einige Augenblicke sprachlos vor dem verwirrten Maler; er schien einen heftigen Kampf mit widerstrebenden Gefühlen zu kämpfen.

— Sie bieten mir ihre Börse an? murmelte er endlich.

— Vermeiden Sie das Aufsehen.

— Ihre Börse; wiederholte der Alte.

— Ich will Sie nicht kränken — wenn mich mein Interesse für Sie zu weit führte . . .

— Demnach müssen Sie mich kennen.

— Nein.

— Aber das Interesse, von dem Sie sprechen . . .

— Ich habe Ihr Gespräch mit jener Dame, ohne es zu wollen, gehört.

— Ach! flüsterte erbleichend der Lieutenant.

— Ein Mann hilft dem andern. Sie zahlen zurück, wenn Sie gewonnen haben, oder besser, wir theilen den Gewinn und den Verlust. Dies kann Sie nicht verletzen. Haben Sie aber Gründe, meinen gutgemeinten Vorschlag abzulehnen, so verzeihen Sie einem Manne, der die Gebräuche in dem Spielsaale nicht kennt.

Der Lieutenant zitterte am ganzen Körper. Er sah

nach der offenstehenden Thür eines Nebenzimmers, das leer war.

— Wir müssen uns verständigen! murmelte er.

Beide traten in das Zimmer. Der Lieutenant schloß die Thür.

— Wer sind Sie? fragte er gebieterisch.

— Sie haben mich abgewiesen; es liegt kein Grund mehr vor, mich ihnen zu entdecken.

Der Luster sandte ein helles Licht auf die Männer herab.

— Ich frage noch? Herr von Elm, jetzt erkenne ich Sie deutlich, obgleich Sie Ihr Gesicht durch den geschwärzten Bart verstellt haben.

— Sie irren, mein Herr! stammelte Julian, der einen heftigen Zornesausbruch des Lieutenants fürchtete.

— Ah' mir gegenüber wollen Sie leugnen! Sie haben gewiß einen andern Empfang erwartet, einen Empfang, der Ihnen die Börse vorbereiten sollte. Das ist die Art der — Roué's!

— Mein Herr!

— Ihre Unverschämtheit schwindet vor meinem Zorne, vor dem Zorne eines tiefgebeugten Vaters. Sie sind in der Schweiz gestorben, um in Pyrmont, wo Sie mich nicht vermutheten, sich nach Gefallen bewegen zu können, um den Nachforschungen eines armen, betrogenen Mädchens zu entgehen. Das ist ein Streich, wie ihn nur der

Kopf eines abgefeimten Buben ersinnen kann. Sie lächeln — wollen Sie nicht leugnen, daß Sie Horst von Elm sind, der so plötzlich aus der Armee geschieden ist? Wollen Sie nicht sagen, daß eine täuschende Aehnlichkeit obwaltet? Mich betrügen Sie nicht — ich klammere mich an Ihre Fersen, um Sie zu züchtigen, um die Welt von einem Buben zu befreien!

Jetzt ward die Sache ernst. Von dem Lieutenant ließ sich fürchten, daß er einen Eclat herbeiführen würde, der Josephinen compromitiren mußte.

— Herr Lieutenant . . .

— Ah, Sie kennen mich also!

— Ich habe gehört, daß jene Dame Sie so nannte.

— Also Sie wollen leugnen! murmelte schäumend der Alte. Fahren Sie fort, daß ich sehe, mit welchem neuen Kniffe sie sich aus der Schlinge ziehen.

— Wir müssen uns verständigen; doch nur, wenn Sie mich ruhig anhören . . .

Der Alte warf sich auf einen Stuhl.

— Ich werde ruhig hören, sagte er, die Arme kreuzend.

— Es ist wahr, ich führe den Namen dessen, mit dem ich eine große Aehnlichkeit habe. Vor meiner Verheiratung . . .

— Sie sind verheirathet? stammelte entsetzt der Lieutenant. Nun weiß ich genug. nun weiß ich Alles! Martern

Sie Ihr Gehirn nicht mit der Erfindung neuer Lügen.

Julian ward sehr ernst.

— Herr Lieutenant, Sie gehen zu weit! Sie verurtheilen, ohne geprüft zu haben! rief er drohend. Noch verzeihe ich ihnen; aber wenn sie meiner Versicherung nicht glauben, daß ich nicht zum ersten Male für Horst von Elm gehalten werde, so muß ich zu Mitteln meine Zuflucht nehmen, die ich aus Rücksicht für Ihr Alter gern verschmäht hätte. Ihr Zorn mag immerhin ein gerechter sein; aber lassen sie ihn den Sieg über den Verstand nicht davontragen. Ich bin zu jeder ruhigen Erörterung bereit, und diese Erörterung wird Ihnen wie mir von Nutzen sein, — mir rücksichtlich meiner Frau, die in verblendeter Leidenschaft an dem verstorbenen Horst von Elm hängt und mir dadurch das Leben verbittert.

Der Alte rieb sich mit beiden Händen die Stirn, als ob er seinen Kopf vor dem Zerspringen wahren wollte.

— Herr, Herr, bin ich betrunken oder wahnsinnig? rief er. Sie sagen mir da Dinge — wenn Sie selbst bei klarem Verstande sind, so treiben Sie den Hohn nicht zu weit!

Julian sah ein, daß der Alte den Sinn seiner Worte nicht fassen konnte. Die Verhältnisse waren zu verwickelt, die Gemüther zu erregt, als daß sich rasch und leicht eine Verständigung herbeiführen lassen konnte.

— Herr von Elm, murmelte zornig der Lieutenant, Ihre Frau wird Alles erfahren.

— Gut, Sie kommen meinem Wunsche zuvor.

— Wie?

— Ich stand so eben im Begriffe, Sie um diese Gefälligkeit zu bitten.

— Teufel! zischte der Alte. Und wenn ich morgen, komme, sind Sie abgereist.

— In diesem Falle soll Ihnen das Recht zustehen, sich der Zeitungen zu bedienen. Hier ist meine Karte.

Julian riß sein Portefeuille aus der Tasche, öffnete es hastig, nahm eine Karte und schrieb mit dem Stifte die Wohnung darauf. Die Karte gab er dem Lieutenant.

— Ich hoffe, Sie werden sich bei meiner Frau einfinden.

Mit diesen Worten verließ er rasch das Zimmer, schritt durch den Saal und eilte in das Freie. Nach einem langen Spaziergange suchte er seine Wohnung auf.

Der Lieutenant hielt die Karte in der Hand.

— Julian von Elm! flüsterte er. Der Vorname ist ein anderer. O, wer giebt mir doch Gewißheit! Es treibt mich nicht nur der Zorn, diesen Nichtswürdigen zu entlarven, es ist auch meine Pflicht. Die Ruhe und Entschiedenheit, mit denen er auftrat, können mich nicht ab-

n . . .

Ein Brief am Boden fesselte seine Aufmerksamkeit; er hob das Papier auf, öffnete es und las.

— Die Handschrift meiner armen Tochter! rief er von Schmerz überwältigt. Der Elende hat diesen Brief, der an Horst von Elm gerichtet ist, verloren — kann ich nun noch zweifeln? Er hat sich selbst verrathen.

Noch einmal las er die Zeilen, die seinen trüben Augen Thränen erpreßten. Krampfhaft drückte er das Papier zusammen und verbarg es. Nachdem er einen langen, unbeschreiblichen Blick gegen Himmel gesandt, verließ er das Zimmer. Die Dame trat ihm entgegen.

— Herr Lieutenant, ich habe meine ganze Kasse verspielt.

— Bedauere Frau Räthin . . .

— Bis übermorgen hoffe ich, werden sie ihren Ehrenschein einlösen.

— Wenn ich noch lebe! flüsterte der alte Mann unheimlich.

Dann stürzte er aus dem Saale.

Auch die Räthin ging, indem sie vor sich hinflüsterte:

— Der Mann ist völlig muthlos geworden. Man muß ihn vorsichtig behandeln. Ich hoffe, die Krisis wird vorübergehen.

Kaum hatte Josephine am nächsten Morgen ihre Toilette beendet, als Babet den Lieutenant Brecht anmeldete.

— Lieutenant Brecht? wiederholte verwundert die junge Frau.

— Ja, Lieutenant Brecht; er ist schon ein alter Mann.

— Und zu mir will er?

— Zu Frau von Elm.

— Laß ihn eintreten.

Der Lieutenant befand sich bei der Dame. Julian hatte ihn bemerkt und mit großer Genugthuung wahrgenommen, daß seine Frau Besuch empfangen. Das Zimmer Josephinens war von dem seinigen durch eine verschlossene Thür getrennt; an dieser Thür belauschte er das Gespräch. Der Alte schilderte Herrn von Elm als einen treulosen, ehrvergessenen Abenteurer und erzählte die Geschichte seiner unglücklichen Tochter, die dem Roué Ehre und ein kleines Vermögen geopfert hatte. Die Erzählung des aufgeregten Vaters lieferte wirklich den Beweis, daß Horst von Elm mehr als leichtsinnig gehandelt, daß er die heilgsten Eide gebrochen hatte.

Von Josephinen hatte der Lauscher keine Bewegung, keinen Laut gehört.

Plötzlich ward der Riegel an der Thür zurückgeschoben.

Josephine stand leichenblaß auf der Schwelle. Ihr schöner schlanker Körper zitterte wie eine Lilie im Winde.

Nachdem sie beide Hände auf den Busen gepreßt, als ob sie einen heftigen Schmerz empfand, sagte sie mit bebender Stimme:

— Mein Herr, ich ersuche Sie, dieses Zimmer zu betreten.

Julian folgte seiner Frau, die auf den Lieutenant deutend, fragte:

— Kennen Sie diesen Herrn?

— Ich habe ihn gestern Abend zum ersten Male in dem Spielsaale gesehen.

— Und das soll ich glauben? fragte die Dame mit einem schmerzlichen Lächeln.

— Madame, rief der Lieutenant, was ich gesagt, verfechte ich mit meinem Degen! Jener dort ist ein Mann ohne Gewissen ohne Ehre!

— Halten, halten! rief lachend der Alte. Er ist ohne Frage Horst von Elm!

Josephine sah den Lieutenant mit strengen, durchbohrenden Blicken an.

— Mein Herr, sagte sie dann zu ihm, ich durchschaue Sie, ich durchschaue Sie bis in die tiefste Seele. Sie liefern einen traurigen Beweis von der Macht des Goldes, denn nur das Gold hat Sie bewogen, die Rolle eines Verleumders zu spielen. Sparen Sie Ihre Worte, sie finden

bei mir nicht Eingang. Horst von Elm ist ein Ehrenmann! diese Ueberzeugung wird mir Niemand rauben.

Dann wandte sie sich in schmerzlicher Erregung zu Julian:

— Mein Herr, Sie beklage ich — das Mittel, das Sie gewählt, sich Geltung zu verschaffen, ist des Mannes unwürdig, dessen Gattin ich bin. Bekennen Sie nur, Sie haben diesen Mann gedungen! rief sie laut.

Der alte Lietenant war seiner Sinne kaum noch mächtig.

— Was ist das? Was ist das? murmelte er, sich selbst fragend. Die Fran glaubt, der Mann habe mich gedungen, ihn zu verleumden? Wie parador! Ich lasse mich nicht dingen! rief er entrüstet aus. Jene schwere Börse, die mich besänftigen oder reizen sollte — was weiß ich, zu welchem Zwecke sie mir Herr von Elm anbot — habe ich zurückgewiesen. Aber was verhandle ich denn noch? Sie, Madame, kennen jetzt die Vergangenheit Ihres Mannes und wissen, wie Sie ihn zu nehmen haben — Sie, mein Herr, sind Offizier gewesen, wie ich, Sie werden sich mit mir schlagen.

— Ich stehe ihnen zu Diensten, antwortete Inlian ruhig; vorausgesetzt, daß mir meine Gattin die Erlaubniß zu dem Duelle giebt.

Er sah sie fragend an.

Josephine antwortete nicht.

— Sie wählen ein sauberes Mittel, um einem Zweikampfe zu entgehen! rief höhnend der Alte.

— Herr Lieutenant!

— Drohen Sie nicht, handeln Sie!

— Was geschieht, wenn ich mich Ihnen nicht stellen kann? fragte der Maler.

— In diesem Falle werde ich glauben, daß die Gattin des Gatten würdig sei.

Die junge Frau zuckte heftig zusammen, aber sie unterbrach ihr Schweigen nicht.

Julian trat würdevoll dem Alten entgegen.

— Mein Herr, Sie provociren mit allen Mitteln ein Duell. Dadurch, daß Sie die Ehre meiner Gattin antasten, ist unsere Angelegenheit in ein anderes Stadium getreten. Ich bitte jetzt Frau von Elm nicht mehr, daß sie mir gestattet, Ihre Forderung anzunehmen, sondern darum, daß ich Sie fordere.

— Mir ist jede Form gleich, wenn nur das Duell zu Stande kommt. Treffen wir uns diesen Abend sieben Uhr in dem Gehölze unter dem Schellenberge nicht, so werde ich mir auf eine Weise Genugthuung schaffen, die den Verhältnissen angemessen ist.

Der Lieutenant verließ, ohne zu grüßen, das Zimmer. Die beiden Gatten waren allein.

Julian beobachtete seine Frau. Sie schien plötzlich

ruhig geworden zu sein. Auf ihrem schönen Gesichte lagerte eine eisige Kälte.

— Was soll ich thun? fragte Julian nach einer langen Pause.

— Sie fragen mich? Jener Mann hat Ihre Ehre angegriffen.

— Wollte ich mich gekränkt fühlen, so müßte ich die auf Horst geworfene Beschuldiguug gelten lassen. Es trägt Alles das Gepräge der Wahrheit . . .

— Ja mein Herr, fuhr Josephine auf, dafür ist endlich gesorgt; Sie haben Ihr Geschöpf dressirt, daß ein befangenes Auge die Intrigue kaum zu erkennen vermag. Auch meine Ehre ward nicht geschont, um mich in der Pietät für den Verstorbenen zu erschüttern. Ich erinnere mich der Clausel, die Sie unserm Ehecontracte beigefügt: „Meine Stellung bleibt unverückt, wenn Sie selbst sie nicht ändern.“ Nun will man mich durch solche Mittel dazu zwingen! Mein Herr, ich hätte Ihnen mehr Scharfsinn zugetraut. Das gewählte Mittel ist wahrlich zu plump. Ich soll einfach den Worten eines Fremden glauben, eines Mannes, den Sie an der Spielbank gesehen haben. Beweise fordere ich nicht, denn es ist mehr als unchristlich, es ist unmenschlich, einen Todten zu verleumden, der sich nicht rechtfertigen kann. Ich stehe wiederum allein in der Welt, denn die Stütze, die ich

mir in einer unbegreiflichen Verblendung gewählt, ist gebrochen.

Julian hatte einige Augenblicke überlegt. Er begriff, daß ihn die Umstände in eine Lage gebracht, die er hätte vermeiden sollen, das Vorgehen war ein zu rasches gewesen. Setzte er selbst auch in den Lieutenant keinen Zweifel, so mußte ihn Josephine doch mit argwöhnischen Augen betrachten.

— Gnädige Frau, sagte er kalt, der Schein ist allerdings gegen mich.

— Der Schein? fragte sie spöttisch lächelnd. Die nackte Wirklichkeit liegt vor. Ich bedaure den Mann, der sich so weit vergessen konnte.

— Josephine!

— Sprechen Sie nicht von Liebe und Zuneigung, schützen sie den Wunsch nicht vor, meine Trauer zu lindern — meine Ehre steht mir eben so hoch, als das Andenken an den Todten, den ich jetzt doppelt bedaure.

— Auch meine Ehre ist comprimittirt.

— Durch wen? fragte sie hastig.

— Durch die seltsame Verkettung der Umstände.

— Es ist mir schmerzlich, daß Sie immer noch beharren. Ich sehe wohl, Sie kennen mich nicht. Sie haben keinen Begriff von Festigkeit meines Charakters.

— Dasselbe möchte ich Ihnen in Bezug auf meine Person wiederholen.

— Die Thaten kennzeichnen den Menschen.

— Ganz recht, und darum werde ich mich mit dem Lieutenant schlagen. Wenn sie erfahren, das einer von uns auf dem Platze geblieben, muß wohl jeder Zweifel an eine Bestechung, eine erbärmliche Intrigue beseitigt sein. Genügt Ihnen dieser Beweis nicht, so fordern Sie einen stärkern: ich bin bereit mit meinem Leben Aufklärung zu verschaffen.

Er verneigte sich, ging und schloß die Thür hinter sich.

Josephine vollendete ihre Toilette und verließ, von Babet gefolgt, das Haus. Man hat sie später in dem Brunnenhäuschen und auf der Promenade gesehen.

Julian irrte gedankenlos durch die Umgebungen des freundlichen Badeorts; er wußte nicht, ob er das Auftreten des Lieutenants segnen oder verfluchen sollte. Da sah er plötzlich den Alten aus dem Häuschen kommen, das unter Büschen versteckt am Wege lag.

Ich muß ihn sprechen, dachte der Spaziergänger.

Der Alte eilte dem Dorfe zu. An dem Eingange einer Seitenallee, die den Besuchern des Bades unter dem Namen der Klosterallee bekannt ist, traf er eine alte Dame. Julian, der gefolgt war, erkannte die Spielerin mit der goldenen

Brille. Der Lieutenant und die Dame grüßten sich, dann setzten Beide in eifrigem Gespräch den Spaziergang fort.

Julian bewegte sich in einem Nebenwege so, daß er von jenen Beiden nicht gesehen werden konnte. Nach zehn Minuten war der Lieutenant verschwunden. Die Dame befand sich allein in der Allee. Der Maler änderte plötzlich seinen Entschluß — er ging der Dame entgegen. Mit der Zwanglosigkeit, die man sich in den Bädern erlauben darf, redete er die schon bejahrte Spaziergängerin an und lenkte ohne Umschweife das Gespräch auf den alten Lieutenant.

— Sind Sie mit ihm befreundet, Madame?

Die Alte gehörte zu dem weitverbreiteten Geschlechte der positiven Fragen, einem Geschlechte, das zugleich gefährlich und nützlich ist. Sie war lange Wittwe, liebte ein gutes Leben und verwaltete selbst ihr Vermögen. Während der Badesaison verband sie das Nützliche mit dem Angenehmen: sie trank Brunnen und spielte.

— Ja, ich bin mit ihm seit lange befreundet, antwortete sie. Ah, jetzt erkenne ich Sie, mein Herr! rief sie lächelnd.

Julian machte sich auf ein neues Abenteuer gefaßt.

— Sie kennen mich?

— Sie hatten gestern Abend ein eifriges Gespräch mit dem Lieutenant Brecht. Ich irre doch nicht – in dem Spielsaale?

Ganz recht. Ich interessire mich für den Lieutenant

— O, er ist ein braver Mann!

— Und hat bei Ihnen eine Spielschuld contrahirt . . .

— Da sie es einmal wissen, will ich das Schuldverhältniß nicht in Abrede stellen.

— Sagen Sie mir die Summe, Madame.

— Hundert Thaler.

— Bagatelle!

— Für den Lieutenant ist diese Bagatelle eine drückende Last.

— Ich tilge die Schuld unter einer Bedingung.

— Kann ich sie erfüllen, so zählen Sie darauf.

— Machen Sie mich mit den Verhältnissen des Alten bekannt, Madame; ich möchte ihm auf eine delicate Weise helfen.

— Das lohne Ihnen Gott! rief die Räthin, die aus einer kleinen goldenen Dose eine große Prise nahm.

— Da Sie ihn kennen, wissen Sie, wie behutsam man zu Werke gehen muß, um ihn nicht zu verletzen. Ich bot ihm gestern unter einem Vorwande meine Börse zum Spielen an — er wies sie heftig zurück.

— Der Trotzkopf, soeben hat er mir sein Leid geklagt, und um ein neues Darlehen von fünfzig Thalern gebeten. Leider bin ich nicht im Stande, ihm diese Bitte zu gewähren.

Die Räthin ließ sich in einem Bosquet nieder, das Schutz vor der brennenden Sonnenhitze gewährte. Der Ort eignete sich vortrefflich zu einem traulichen Gespräche.

— Was ich weiß, begann sie, will ich Ihnen von meinem alten Freunde erzählen, selbst auf die Gefahr hin, eine kleine Indiscretion zu begehen. Doch, mit wem hat mich der glückliche Zufall zusammengeführt?

— Julian von Elm hat die Ehre, Madame . . .

— Wie? rief die Räthin überrascht. Doch gleichviel, hören Sie: Brecht ist einer von den Unglücklichen, die es nicht weiter als bis zum Lieutenant bringen. Er hat sich vor drei oder vier und zwanzig Jahren mit der Tochter eines reichen Mannes verheirathet, und dieser reiche Mann hinterließ seiner Tochter nichts, weil er Bankerott machte. Einem Gerüchte zufolge soll er sich erhängt haben. Da saß nun der arme Brecht! Denken Sie sich einen Familienvater mit einer Lieutenantsgage! Es ist gräßlich! Brecht's Gattin starb vor Gram und Sorgen — vier Kinder blieben ihm zur Erziehung. Und eine Lieutenantsgage! Der arme Mann dauerte mich. Brecht war ein Freund meines verstorbenen Mannes — wir beschlossen, für die Kinder zu sorgen. Den einen Knaben brachte eine Familie in Pension, den zweiten, der damals kaum zwei Jahre alt war, nahm mein Mann zu sich. So blieben dem Lieutenant noch eine Tochter von sechs Jahren und eine zweite von einem Jahre

— die arme Leonore. Brecht sorgte redlich für die beiden Mädchen, die zu schönen Jungfrauen heranwuchsen. Laura, die älteste, starb plötzlich am Nervenfieber, ihm blieb nur noch Leonore, der sich seine ganze Zärtlichkeit zuwandte. Das wunderholde Mädchen war der Trost und die Stütze des schnell alternden Mannes. Bis dahin hatte Brecht bei einem Regimente in Brandenburg gestanden und der arme Bürgerliche war immer noch Lieutenant. Einige Jahre nach Laura's Tode versetzte man ihn zu einem Landwehr-regimente nach Halberstadt, wo er als Rechnungsführer eine Gehaltszulage erhielt. Diese Versetzung war sein Unglück. Leonorens Schönheit machte Aufsehen in der neuen Garnison. Ein junger Lieutenant verliebte sich bis zum Wahnsinne in sie, und Leonore, die den Schwüren des Leichtsinnigen traute, liebte ihn mit derselben Leidenschaft wieder. Der Vater billigte anfangs diese Liebe nicht, aber der Schmerz seiner Tochter rührte ihn, und er gab nach. Die Verlobung fand statt, und Elm, der Vermögen besaß, traf wie man sagte, die Vorbereitungen zur Heirath. Um diese Zeit ging das Regiment zu einem Manöver. Das Regiment kam zurück, aber der Bräutigam blieb aus. Statt seiner kam ein Brief, der anzeigte, daß Lieutenant von Elm zu einem Husarenregimente versetzt sei. Leonore schrieb, bekam aber keine Antwort. Der Vater schrieb an das Regiment; man antwortete ihm, Herr von Elm

sei ausgetreten. Leonore ward halb wahnsinnig und verfiel in eine schwere Krankheit. Sie selbst glaubte ihr Ende nahe und machte dem Vater ein schreckliches Geständniß: sie hatte fünfhundert Thaler aus der dem Lieutenant anvertrauten Kasse genommen und dieses Geld dem Geliebten zur Tilgung einer Ehrenschuld übergeben. Solcher Verirrungen ist nur die leidenschaftliche Liebe fähig. Das Maß des Unglücks war noch nicht voll. Ehe Brecht das Geld herschaffen konnte, fand eine Kassenrevision statt, — man erwog mild die obwaltenden Umstände und entließ den Rechnungsführer mit einer unbedeutenden Pension, ohne den Vorfall zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Leonore, die sich tausendmal den Tod gewünscht, genas wieder, blieb aber siech und elend. Brecht wählte ein kleines westphälisches Städtchen zu seinem Wohnorte, einige Meilen von Pyrmont. Ich hatte lange nichts von ihm gehört — diesen Sommer treffe ich ihn hier im Bade, das er seiner Tochter Leonore wegen, welcher der Arzt eine Kur vorgeschrieben, besucht. Um die Kosten zu erschwingen, versucht er sein Glück im Spiele. Nun wissen Sie Alles.

Die Räthin sah den Maler prüfend an.

— Leonore ist hier? fragte dieser.

— Ja.

— Kennt sie das Schicksal ihres ungetreuen Bräutigams?

Sie weiß, daß er sich aus Reue über seine Treulosigkeit das Leben genommen hat.

— Nichts weiter?

— Mehr ist mir nicht bekannt.

— Sie haben die Söhne des Lieutenants nicht mehr erwähnt Madame . .

— Aus dem einfachen Grunde, weil sie des Vaters unwürdig sind.

— Ich bedaure, daß ich den Namen dessen führe, den der arme Lieutenant hassen muß.

— Mein Herr, sagte sehr ernst die Räthin, ich habe den Treulosen, der soviel Unglück über die Familie Brecht gebracht, nicht gekannt; aber das Interesse, das Sie an dem Manne nehmen, läßt mich vermuthen . . .

— Daß ich der treulose Geliebte Leonoren's bin? fiel Julian lächelnd ein. Nein, Madame, ich führe nur den Namen dieses Mannes. Was auch gegen die Behaup tung sprechen möge, ich verbürge sie mit meinem Ehrenworte.

Man ordnete nun die Geldangelegenheit. Juilian händigte der Räthin hundertundfünfzig Thaler ein und bat sie, dem Lieutenant nicht nur den Ehrenschein zurückzugeben, sondern ihm auch das neue Darlehen zu gewähren. Er fügte hinzu, daß die Dame diesen Akt der Wohlthätigkeit unter irgend einem Vorwande üben möge,

weil der Lieutenant, wenn er die wahre Quelle erführe, das Geschenk nicht annehmen würde.

— Ich werde ihm sagen, meinte die Räthin, daß ich Glück im Spiele gehabt habe. Wir sehen uns wohl noch vor der Abreise mein Herr?

— Ohne Zweifel, denn ich habe Sie noch um eine zweite Gefälligkeit zu bitten.

Julian ging; es war Zeit, daß er sich nach seiner Frau umsah.

— Dem Benehmen dieses Mannes, dachte die Räthin, liegt ein Geheimniß zum Grunde, das ich kennen lernen muß. Solche Summen verschenkt man nicht aus Barmherzigkeit. Beobachten wir!

Sie füllte ihre Nase mit einer duftenden Prise und ging dann dem Saale zu, in welchem das Rouletspiel für den Tag eröffnet wurde. Sie wollte den Lieutenant sprechen und — gewinnen.

VI.

Vater und Tochter.

Als Julian die große Allee betrat, sah er seine Frau nach dem Brunnenhäuschen gehen. Er folgte ihr in einiger Entfernung. Josephine trat an die Quelle, ließ sich von dem Knaben das gefüllte Krystallglas reichen und trank. Unter den wenigen Gästen in dem zierlichen

Brunnenhäuschen, das rings von Glaswänden eingeschlossen wird, befand sich ein bleiches Mädchen von rührender Schönheit. Wenn Julian, der durch die großen Glasscheiben beobachtete, dieses Mädchen für Leonore hielt, so hatte er Recht.

Die Tochter des Lieutenants war auffallend schlicht gekleidet: sie trug ein graues Kleid, einen wollenen Shawl von derselben Farbe und ein schmuckloses Strohhütchen. Geschmack und Sauberkeit in der Toilette verliehen der Armuth eine züchtige Grazie, die sie weniger auffallend erscheinen ließ. Leonore glich einem leidenden Engel. Das Gesichtchen war wie aus Wachs geformt, ohne Blut, ohne Leben. Die Blicke ihrer großen blauen Augen waren zwar nicht matt, aber durch ein unbeschreibliches Schmachten verschleiert, das sich auch in den farblosen Lippen aussprach, die einen schönen kleinen Mund bildeten. Glänzend braunes Haar rahmte die schneeweiße Stirn ein. Der aufmerksame Beobachter errieth leicht, das ein moralisches Leiden die Gesundheit dieses Engels untergrub.

Josephine, die eine reiche Trauertoilette gemacht hatte, betrachtete aufmerksam das junge Mädchen, das mit einer Art Scheu aus der Quelle trank, als ob sie die vornehme Dame nicht belästigen wollte.

— Zwei Opfer der Liebe! dachte Julian, der daußen nachdenkend an einer Säule lehnte. Welches von beiden

hat sich am meisten zu beklagen? Sicherlich die arme Leonore, denn die Verirrung ihrer Leidenschaft hat den Vater in's Unglück gestürzt. Ich möchte eine solche Schuld nicht auf dem Gewissen trageu. Horst von Elm war ein Elender!

Als Julian verstohlen in das Brunnenhäuschen sah, hob Leonore eine Börse auf, die der Hand Josephinens entfallen war; die früher anwesenden Kurgäste hatten sich entfernt, um ihre vorgeschriebene Promenade zu machen.

Josephine zögerte, ihr Eigenthum zurückzunehmen; das bleiche Antlitz des ärmlich gekleideten Mädchens schien ihr Mitleid in hohem Grade erregt zu haben.

— Ihre Börse! sagte Leonore.

— Sie irren, Mademoiselle.

— Ich habe gesehen, daß sie Ihrer Hand entfallen.

— Gleichviel. Nehmen Sie die Kleinigkeit zu den Kurkosten — Sie sind krank.

— Mein Gott! flüsterte Leonore, und ein leichtes Roth erschien auf ihren bleichen Wangen, während die ausgestreckte kleine Hand, in welcher die schwere Börse lag, heftig zitterte.

Josephine gab dem Knaben das Glas zurück.

— Wozu diese Umstände, Mademoiselle? fragte sie ungeduldig. Niemand sieht uns.

Leonorens Erregung hatte den höchsten Grad erreicht; das bleiche Mädchen begann zu schluchzen.

— Ich will Sie nicht kränken, fuhr die junge Frau fort; mein Wunsch ist Ihnen zu helfen. O, wie leidend Sie ausseh'n!

— Wohl bedarf ich einer Unterstützung! flüsterte Leonore.

— So nehmen Sie von meinem Ueberflusse. Brauchen Sie mehr, so suchen Sie Frau von Elm in ihrer Wohnung auf, die nicht schwer zu finden ist.

— Frau von Elm? hauchte schwankend die Kranke.

Josephine hörte nichts mehr; sie verließ rasch das Brunnenhäuschen, um sich dem Danke der Empfängerin zu entziehen.

Leonore war auf einen Stuhl gesunken.

— Frau von Elm! flüsterten noch einmal ihre bebenden Lippen. Und sie ist in tiefe Trauer gekleidet. Gleichviel, fügte sie in krampfhafter Aufregung hinzu; ich muß meinem armen Vater Hilfe schaffen. Meinetwegen hat er Alles gewagt — die Räthin ist eine böse Frau.

Noch einige Augenblicke erholte sie sich, dann eilte sie aus dem Brunnenhäuschen und verschwand zwischen den Gesträuchen der Parkanlagen, die köstlich im hellen Morgensonnenscheine schimmerten.

Erst beim Mittagstische sah Julian seine Frau wieder.

Josephine war kalt, einsilbig, sie konnte es nicht über sich gewinnen, ein Gespräch zu unterhalten, denn sie glaubte fest an eine verabscheuungswürdige Intrigue.

Die Stunde des Duells rückte immer näher. Um sechs Uhr trat Julian in das Zimmer seiner Frau. Josephine beachtete ihn kaum; ihre trüben Augen verriethen, daß sie geweint hatte. Der junge Mann legte zwei Taschenbücher auf den Tisch.

— Gnädige Frau, begann er ruhig, ich komme, um Ihnen Rechnung über die mir anvertrauten Gelder abzulegen und den Ueberschuß zurückzugeben.

— Sie wissen, das mir Geldgeschäfte verhaßt sind! rief sie unwillig.

— Trotzdem muß ich Sie bitten, sich einige Augenblicke damit zu befassen.

— Warum?

— Weil ich möglicherweise von dem Gange nicht zurückkehren kann, den zu thun ich jetzt gezwungen bin.

— Wer zwingt Sie, mein Herr?

— Meine Ehre!

Die Frau des Malers erhob sich rasch von ihrem Sessel. Es war ersichtlich, daß sie einen jähen Schreck zu verbergen suchte. Vielleicht hatte sie eine andere Lösung der Frage erwartet. Sie kniff die feinen Lippen zusammen und sah überlegend durch das Zimmer. Von einer zornigen Auf-

wallung ergriffen, stampfte sie mit dem Fuße auf den Parketboden.

— Es ist wahr, Sie haben einen schweren Verdacht von sich abzuwälzen; aber kennen Sie kein anderes Mittel, diesen Zweck zu erreichen?

— Nein.

Die kalte Ruhe des jungen Mannes mochte Zweifel in ihr erwecken.

— Ich will mit ihrem Gegner sprechen! rief sie plötzlich.

— Vergessen Sie nicht, daß auch Ihre Ehre gefährdet ist. Der Lieutenant würde Sie kompromittiren und mich der Feigheit zeihen. Wie die Sachen stehen, kann nur das Duell eine Ausgleichung bewirken.

— Aber ich verbiete Ihnen das Duell! rief sie heftig.

— Dazu haben Sie das Recht nicht, war die ruhige Antwort.

— Sie räumen Ihrer Fran keine Rechte ein?

— Ich erinnere Sie an unsern Kontrakt.

— Es ist wahr! flüsterte sie, und alle Muskeln ihres schönen Antlitzes zuckten.

— Hier sind die Rechnungen und das Geld . . .

— Ich erkenne Alles für richtig an.

— So ist mein Geschäft vollendet.

Nachdem Julian sich tief verneigt hatte, schritt er der Thür zu. Als er öffnete, stand die Räthin an der Schwelle.

— Ach, mein Herr, führen Sie mich doch zu Frau von Elm! rief athemlos die Dame.

— Hier ist Frau von Elm.

— Ihre Gattin, nicht wahr?

— Ja!

— Gnädige Frau, ich komme in Angelegenheiten des Lieutenants Brecht, der soeben sein Testament gemacht hat.

— Liegt er im Sterben? fragte Josephine.

— Nein, aber er will zu einem Duelle gehen. Die Bekenntnisse, die er mir, seiner alten Freundin gemacht, veranlassen mich, Sie um eine Unterredung zu bitten.

— Was wollen Sie wissen? fragte Josephine, die ruhiger geworden war.

— Lesen Sie zuvor diesen Brief.

Die Räthin übergab Josephine ein Papier. Die junge Frau las:

„Leonore, einzig geliebtes Wesen, ich habe einen Verrath an Dir begangen, weil ich mich von einer koketten und herzlosen Frau verblenden ließ. Dem Verbrechen folgt die Strafe auf dem Fuße — ich bin unglücklich verheirathet. Mir wäre die schwerste Buße willkommen, wenn mein Vergehen gegen Dich dadurch ausgeglichen, wenn deine trostlose Lage dadurch gebessert würde. Indem ich

die Launen eines verzogenen Kindes des Reichthums geduldig ertragen habe, glaubte ich eine Linderung meiner Qual zu finden; es ist unmöglich, ich kann nicht mehr leben. Beklage, aber verdamme mich nicht, ich habe namenlos gelitten. Wenn du diese Zeilen liesest, werde ich ausgelitten haben — bete für deinen unglücklichen Horst, der in den Fluthen des See's sein Grab gesucht hat. Horst von Elm."

— Seine Schriftzüge! flüsterte bestürzt Josephine. Wie kommt der Brief in ihre Hände?

— Der Lieutenant Brecht, der Vater Leonorens, gab ihn mir. Ich sollte das Papier, wenn der arme verzweiflungsvolle Mann in dem Duelle geblieben, Ihnen einhändigen, damit Sie sich gewisse Dinge erklären könnten. Mir scheint der Verfasser dieser Zeilen hat nicht Wort gehalten, er erfreut sich des unerträglichen Daseins an der Seite einer schönen und reichen Frau.

Julian warf einen Blick auf Josephine, sie erfaßte mit zitternder Hand die Lehne eines Sessels.

— Mir liegt daran, fuhr die Räthin fort, das Duell zu verhindern. Bei meinem Freunde bleibt jeder Versuch fruchtlos, er will entweder den Zerstörer seines Glücks züchtigen oder untergehen. Die arme Leonore ahnt die Gefahr nicht — ich muß also hier mein Heil versuchen.

— Madame, sagte Julian ernst, Ihr Freund hat meine Gattin beleidigt.

— Und Sie, mein Herr, haben die Familie in ein namenloses Unglück gestürzt. Wollen Sie damit schließen, daß sie den Vater der betrogenen Leonore morden?

— Das Duell wird nicht stattfinden! rief Josephine heftig. Ich hoffe, fügte sie erröthend hinzu, der Gatte wird seiner Gattin die erste Bitte nicht abschlagen.

Julian küßte seiner jungen Frau die Hand.

— Ich müßte Sie weniger verehren, sagte er dann, wenn ich nicht willig Folge leisten wollte. Aber mißtrauen Sie mir noch?

— Nein, flüsterte sie bewegt. Ueberlassen Sie es mir, den armen Lieutenant zu beruhigen.

Der Räthin erstarrte die Hand, die eine Prise nach der Nase führen wollte. Die Finger zerrieben krampfhaft den duftenden Tabak. Ihr Staunen erreichte den höchsten Gipfel, als Josephine zu ihrem Manne sagte:

— Sie glauben mir nun doch, daß ich Sie den Chancen eines Duells nicht aussetzen werde?

— Das ist viel! flüsterte die Räthin. Madame, Sie halten den Brief für echt?

— Ich leugne nicht, daß diese Schriftzüge die des Herrn von Elm sind.

— Demnach billigen Sie das Verfahren ihres Mannes?

— Nein, ich verabscheue es in tiefster Seele. Es gibt kein strafbareres Verbrechen, als ein Mädchen zu betrügen, das wahr und aufrichtig liebt. Zählen Sie auf meinen Dank für diese Aufklärung.

Die alte Dame wich bestürzt zurück, als Josephine ihr die Hand reichen wollte; sie glaubte wahnsinnige Leute vor sich zu haben.

— Madame, sagte Julian, Sie sind als Vermittlerin in einer traurigen Angelegenheit erschienen, und damit Sie Ihr Werk vollbringen können, muß ich Ihnen zu Hülfe kommen. Angesichts so ernster Dinge — es handelt sich um die Ruhe eines Vaters und einer Tochter — ist völlige Offenheit geboten. Ich habe bisher Horst von Elm repräsentirt — meine Ehre erlaubt es ferner nicht. Der Mann, der Leonoren betrogen, hat auch meine jetzige Gattin betrogen. Richten wir nicht mehr über ihn, er ruht im Grabe. Josephine, Sie haben die unglückliche Leonore diesen Morgen am Brunnen gesehen — jenes bleiche, ärmlich gekleidete Mädchen — beschäftigen Sie sich mit ihr. Und Ihnen, Madame, sei gesagt, daß ich mich wohl des unbeschreiblichen Glückes erfreue, der Mann meiner Josephine zu sein, daß ich aber nicht Horst von Elm bin, mit dem die Natur in ihrer Laune mir eine große Aehnlichkeit verliehen hat, eine Aehnlichkeit, die selbst den Lieutenant Brecht täuschte. Das Auge Leonorens würde vielleicht schärfer blicken . . .

— Aber, mein Herr, wer sind Sie denn? fragte rasch die Räthin.

— Sagen Sie meinem Gegner, daß ich Maler bin und mich Julian Maaß nenne.

— Julian Maaß?

— Hätte ich gewußt, daß ich diesen ehrlichen Namen mit dem eines Schurken vertausche, ich würde in den Wunsch Josephinens nicht eingewilligt haben — aber was ist Ihnen, Madame?

— Ruhen Sie aus! rief Josephine.

Die Räthin sank auf einen Stuhl nieder. Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe sie eine heftige Gemüthsbewegung so weit bekämpfte, daß sie zu Worte kommen konnte.

— Antworten Sie mir, Herr Julian Maaß! sagte sie rasch und abgebrochen. Wer war ihr Pflegevater?

— Der Maler Maaß in M.

— Er sagte Ihnen, daß er sie als Waise aufgenommen habe . . . .

— Ganz recht.

— Er sagte Ihnen, daß Ihre Familie unbekannt sei . . .

— Und adoptirte den Findling, den er gewissenhaft erzog, und zu einem tüchtigen Maler ausbildete.

— Aber der Mann verschwand plötzlich mit seinem Adoptivsohne.

— Er lebte mit ihm in Rom, nachdem er in Deutschland seine Gattin begraben hatte.

— Das war eine Treulosigkeit! rief die aufgeregte Räthin. Der Maler hat das Kind gestohlen!

— Ich begreife Sie nicht, Madame!

— Hören Sie mich an: Ich habe Ihnen diesen Morgen schon gesagt, daß man dem Lieutenant Brecht zwei Söhne abnahm, um ihm die Sorgenlast zu erleichtern. Diese Söhne waren Zwillinge. Für den einen sorgte ich, für den andern eine adelige Dame, die Witwe eines hohen Offiziers. Meine Verhältnisse gestatteten es nicht, mich der Erziehung des Kindes zu widmen — ich gab es meinem Bruder, der mir eine große Summe schuldete. Jahre verflossen, und als ich den würdigen Bruder, der mit seiner Kunst viel Geld verdiente, zur Erfüllung seiner Pflicht zwingen lassen wollte, verschwand er mit dem ihm anvertrauten Kinde, aus dessen Hand die Meisterwerke hervorgingen, die er zu theuern Preisen verkaufte. Er hatte also doppelten Grund, sich meinen Nachforschungen zu entziehen. Glücklicherweise für mich hatte Brecht mit seinen Töchtern so viel zu schaffen, daß er an seine Söhne nicht dachte. Mein Herr, wenn Sie derselbe Julian sind, den ich meinem leichtsinnigen Bruder übergeben, so müssen Sie ein Medaillon besitzen, das einen lieblichen Kinderkopf darstellt. Es ist der Kopf des kaum zweijährigen Julian,

den Maaß auf Elfenbein gemalt hat. Ein zweites Porträt existirt von Ihrem Zwillingsbruder — jedem ward eins gegeben . . .

Julian riß ein Medaillon hervor, das er an einer Schnur unter der Weste trug.

— Ich habe es als ein Meisterstück meines Lehrers und Vaters wie einen Talisman aufbewahrt — erkennen sie das Medaillon?

— Es ist das rechte! Mein Herr, Sie sind der Sohn des Lieutenants Brecht und der Bruder der armen Leonore!

Die Räthin betrachtete mit wehmüthigen Blicken bald das Porträt, bald den jungen Mann, der wie gelähmt in der Mitte des Zimmers stand.

— Mein Bruder besitzt ein zweites Porträt? fragte er stammelnd.

— Ja.

— Kennen Sie sein Schicksal.

— Fast vermuthe ich es, sagte ernst die alte Dame. Wenn ich an ihren Doppelgänger denke . . .

Josephine stieß einen lauten Schrei aus. Sie hatte ein Medaillon aus ihrem Busen gezogen, das sie in der zitternden Hand hielt.

— Nehmen Sie, nehmen Sie, ich erhielt es von meinem ersten Manne!

Dann warf sie sich an die Brust des aufjauchzenden Julian, der das Gesicht der Weinenden mit zärtlichen Küssen bedeckte.

— Kannst Du mir verzeihen? fragte sie flüsternd.

— Ich habe Dir nie gezürnt.

— Und Du liebst mich noch?

— Mit allen Deinen Schwächen und Vorzügen.

— Das ist eine wunderbare Fügung: rief die Räthin. Preisen wir die Vorsehung, die das Band, das Horst und Leonore umschlang, zerrissen hat. Diese Aufklärung wird dazu beitrogen, das arme Kind völlig zu trösten.

Zehn Minuten später gingen die drei Personen dem Häuschen zu, das der Lieutenant bewohnte. Es lag am äußersten Ende des Dorfes, versteckt unter drei großen Linden. Josephine trat zuerst in das kleine Zimmer — sie wollte Leonore, die Bewohnerin, allein sprechen. Das junge Mädchen erschrack, als die Dame erschien.

— Mademoiselle, ich habe vergebens auf Ihren Besuch gewartet — nun komme ich selbst. Sie betrauern einen Mann, der an Ihnen zum Verräther geworden ist . . .

— Und diese Frage richten Sie an mich, Madame?

— Auch ich habe ihn betrauert — jetzt beklage ich ihn.

— Frau von Elm ist glücklicher gewesen als ich! klagte Leonore.

— Ich möchte Ihr Glück noch größer nennen, als das meinige. Sie haben in dem Geliebten auch — den Bruder verloren.

— Meinen Bruder? stammelte Leonore.

— Statt zu trauern, freuen Sie sich.

— Die bleiche Leonore faltete die Hände und sah Josephine mit thränenschweren Augen an.

— Sie wählen in guter Absicht ein seltsames Mittel, um mich zu trösten, flüsterte sie. Fast möchte ich wünschen, daß Sie mich nicht täuschen, denn mein Schmerz ist zu groß.

— Ich liefere Ihnen Beweise, und die Natur kommt mir dabei zu Hülfe. Von Ihren beiden Zwillingsbrüdern ist einer noch am Leben — wenn Julian Maaß, das Ebenbild Horst's von Elm Ihr Bruder ist ... hier ist Julian, urtheilen Sie selbst.

Die Räthin öffnete jetzt die Thür.

— Ja, Leonore, rief Sie, ich bringe Ihnen den Bruder, den ich erzogen habe. Urtheilen Sie, ob er Ihrem Horst ähnlich sieht.

An ihrer Hand trat Julian ein. Wir unternehmen es nicht, den Zustand Leonorens zu beschreiben — sie lachte, weinte, dankte dem Himmel, hörte auf die Erklärung der geschwätzigen Räthin, und begrüßte endlich den

Bruder, der ihr treuherzig beide Hände reichte. Sie sah ihn einen Augenblick an.

— Horst hatte dunklere Augen! sagte sie unter Thränen lächelnd.

— Aber wo ist der Vater? fragte die Räthin.

— Ich hole ihn! rief Julian, der rasch das Haus verließ und sich von einem Knaben nach dem Wäldchen am Schallenberg führen ließ, der in kurzer Entfernung hinter dem Dorfe sich erhebt.

Zwischen den drei Frauen kam es nun zu Erklärungen, die keinen Zweifel mehr übrig ließen. Josephine erzählte ihre zweite Verheirathung und pries laut den vortrefflichen Charakter Julian's, den sie in ihrer Verblendung so oft gekränkt zu haben bereute. Als eine halbe Stunde später Julian mit dem Lieutenant ankam, hatte auch unter den beiden Männern eine offene Erklärung stattgefunden. Der greise Held verbarg unbemerkt die beiden Pistolen, die er mit sich nach dem Kampfplatze genommen hatte. Die so wunderbar vereinigte Familie, welche das Schicksal so schwer heimgesucht hatte, nahm das Abendessen in Josephinens Wohnung ein. Josephine feierte eigentlich erst jetzt ihre Hochzeit mit Julian, und Leonore empfand einen erhabenen Trost in der Fügung, daß sie Horst nicht lieben durfte. Der alte Lieutenant empfing seinen Ehrenschein von der Räthin zurück, und gelobte nie wieder zu spielen.

Schon am folgenden Morgen hatte Josephine ihrer schwarzen Toilette heitere Farben hinzugefügt, und zwei Tage später erschien sie in einem weißen Kleide. Auch Leonore fügte sich, sie putzte sich wieder mit mädchenhafter Eitelkeit, wozu ihre reiche Schwägerin verschwenderisch die Mittel lieferte.

Zu Anfang des Monats September reisten die glücklichen Gatten nach der Villa am Zürchersee zurück, der Lieutenant und Leonore sollten nachkommen, sobald sie in ihrem Wohnorte die zur Uebersiedlung nöthigen Vorbereitungen getroffen hatten.

Als Julian seine Gattin in das Boudoir führte, flüsterte diese ihm zu:

— Herr von Elm, ich entbinde Sie unseres Contraktes! Sind Sie zufrieden?

Die Antwort des Glücklichen läßt sich denken.

Ob Julian das Glück gefunden, das er in der Ehe mit der Witwe erwartet, ob Leonore, die einen Monat später in dem Landhause am See eintraf, ihr Herz einer andern Liebe eröffnete, und ob die Räthin, die über das Schicksal des Zwillingsbruders Julians Forschungen anstellen wollte, Wort gehalten hat, theilen wir den Lesern der „Mußestunden“ später mit, vorausgesetzt, daß der Verfasser so glücklich gewesen, Interesse für die Personen seiner Erzählung zu wecken.

Eine reiche Frau.

I.

An einem heitern Frühlingsmorgen gegen neun Uhr betrat ein junges Mädchen das palastähnliche Haus des Baron von Heßmann, das an dem großen Paradeplatze der Residenz liegt. Auf das Zeichen mit der Glocke, das der Portier gab, erschien ein Diener in sauberer Livree.

— Ah, rief er, Sie, mein liebes Kind!

Therese, so hieß das junge Mädchen, ward über den vertraulichen Ton, den sich der Domestik erlaubte, vor Verwirrung purpurroth.

— Kann ich diesen Morgen den Herrn Baron sprechen? fragte sie, kaum hörbar.

— Ich bedauere, daß ich Ihnen zum dritten Male sagen muß, mein gnädiger Herr ist nicht zu Hause. Heute kommen Sie zu spät, gestern kamen Sie zu früh. Sie haben Unglück. Vor einer halben Stunde fiel es dem Herrn Baron ein, den schönen Morgen im Freien zu genießen,

und er ließ sich das Pferd satteln. Wären Sie zehn Minuten früher gekommen, er hätte vielleicht den Spazierritt unterlassen.

— Nennen Sie mir die Stunde, um die ich den Herrn Baron sprechen kann, bat Therese mit vor Angst bebender Stimme.

— Wenn Sie ganz sicher gehen wollen, Mademoiselle, so kommen Sie kurz vor dem Soupé, vielleicht gegen neun Uhr diesen Abend.

— Ich werde morgen früh wieder anfragen.

Therese grüßte und wollte sich entfernen. Der Diener begleitete sie bis zur Thür.

— Die gnädige Frau ist zu Hause, flüsterte er ihr zu; ich zweifele nicht daran, daß die Dame Sie empfängt. Wenn Sie wollen, werde ich die Anmeldung besorgen.

— Ich danke, mein Auftrag gilt dem Herrn Baron.

— In diesem Falle nennen Sie mir Ihren Namen . . .

Sie antwortete nicht; rasch ging sie die Stufen der Freitreppe hinab und verschwand zwischen den Bäumen, die den Platz umgaben.

— Hm, murmelte der Bediente, ein Mann von dreißig Jahren, dessen Blicke eine feine Verschlagenheit verriethen, was ist das? Die Beharrlichkeit des reizenden Mädchens, den Baron zu sprechen, muß einen eigenen Grund

haben! Es läßt sich einen Weg nicht verdrießen. Die armselige Kleidung paßt nicht so recht zu dem zarten, engelschönen Gesichte, und das Benehmen deutet an, daß man früher in guten Verhältnissen gelebt hat. Eine Bitte, von so schönen Lippen ausgesprochen, wird sicherlich Gehör finden. Die arme Schöne will die Baronin nicht sprechen — ich wittere ein neues Geheimniß.

Nachdem er eine Zeit lang in der Sonne gestanden, die vorüberreitenden Gardehusaren betrachtet und einige verbindliche Worte dem dicken Portier, der aus seinem Fensterchen sah, gesagt hatte, ging er in das Haus zurück. Eine Person, welche die breite Treppe herabgekommen, trat ihm entgegen.

— Franz!

— Schöne Susanne! rief der Bediente.

Susanne, die Zofe der Baronin, war nun zwar nicht schön, und wenn sie es gewesen, mußte es lange her sein, denn sie hatte augenscheinlich das dritte Decennium angetreten; aber sie lächelte selbstzufrieden über das Compliment des Kammerdieners und reichte ihm freundlich die Hand. Die Zofe hatte eine meisterhafte Toilette gemacht. Wer sie von hinten sah, hätte sie für ein junges Mädchen von zwanzig Jahren gehalten. Von der Haarschleife bis zu den zierlichen Schuhen zeigte sich Sauberkeit und Geschmack. Ihr Wuchs war schlank, selbst geschmeidig, und

die Kunst der Toilette verdeckte die Magerkeit. Das Gesicht war aristokratisch blaß; die Augen waren schwarz wie das volle Haar. Die ein wenig große und gebogene Nase hatte Anlaß zu der Vermuthung gegeben, daß Susanne eine Jüdin sei.

Die Zofe stand mit dem Kammerdiener auf einem vertrauten Fuße. Es ließ sich dies aus dem Tone erkennen, in dem Beide verkehrten.

— Guten Morgen! grüßte sie ein wenig kokett.

Franz neigte sich und küßte ihr die magere aber blendend weiße Hand, an deren Fingern einige Ringe blitzten.

— Sie sind früh sichtbar, meine Schöne!

— Die gnädige Frau will ausfahren — bestellen Sie den Wagen.

— Und der Baron ist ausgeritten! meinte Franz mit einer vielsagenden Miene.

— Es muß Etwas vorgehen, flüsterte Susanne geheimnißvoll. Als die Gattin ihren Gatten das Pferd besteigen sah, befahl sie in sehr erregter Stimmung den Wagen. Sie suchte mir diese Stimmung zu verbergen, aber ich habe sie dennoch bemerkt.

— Hm! Hm! murmelte Franz, indem er die Hand an sein glattrasirtes Kinn legte. Die Baronin ist nie um diese Zeit ausgefahren — sie ahnt vielleicht das Ziel des Spazierrittes.

— Wohl möglich!

— Susanne, Ihrer Verschwiegenheit kann ich gewiß sein?

Die alte Zofe ward sehr aufmerksam.

— Ich verpfände mein Ehrenwort! sagte sie scheinbar ruhig. Außerdem glaube ich Beweise gegeben zu haben, daß unsere gegenseitigen Mittheilungen stets . . .

— Es ist wahr! unterbrach sie Franz. Also hören Sie, fügte er leise hinzu, nachdem er sich umgesehen hatte. Diesen Morgen schon fragte ein armes Mädchen nach dem Baron.

— Ein armes Mädchen?

— Arm, aber jung und reizend schön. Mir ist selten ein so pikantes Gesicht vorgekommen. Die Niedergeschlagenheit, die sich in den bleichen Gesichtszügen ausdrückte, war wirklich rührend.

— Und diese Schönheit hat nach dem Herrn gefragt?

Schon drei Mal. Sie will ihn allein sprechen. Ich sagte ihr, die Baronin sei zu Hause — da wandte sie mir den Rücken und lief die Treppe hinab. Sie will morgen früh wieder anfragen.

— Der Fall ist freilich seltsam und verdient unsere Beachtung; aber mein bester Franz, meine Gebieterin will ausfahren, und darum bestellen Sie unverweilt den Wa-

gen. Ueber die arme Schöne, die nach dem reichen Baron gefragt hat, sprechen wir diesen Abend.

— Franz ging, um dem Kutscher den Befehl zu überbringen. In dem Augenblicke, als Susanne sich der Treppe zuwandte, trat hastig ein junger Mann in das Haus. Auf das Geräusch seiner Schritte sah die Zofe zurück. Der Eingetretene durchspähete mit ängstlichen Blicken den großen Raum.

— Wohin? rief die rauhe Stimme des Portier's.

Wie erschreckt entfloh der junge Mann, ohne zu antworten. Susanne dachte lächelnd, indem sie ihren Weg fortsetzte:

— Der arme Teufel ist vielleicht der Liebhaber jener Schönen, die vorhin nach dem Baron gefragt hat. Die Eifersucht hat ihn in unser Hotel getrieben. Vielleicht entspinnt sich ein romantisches Abenteuer, das einige Abwechselung in unser monotones Leben bringt. Wie es bis jetzt war, ist es fast nicht mehr zu ertragen. Hoffen wir das Beste!

Nach einer halben Stunde fuhr der Wagen vor. Die Baronin, eine hohe Gestalt in der kostbarsten Toilette, rauschte die Treppe herab und stieg in die prachtvolle Chaise, deren Deck zurückgeschlagen war. Susanne überreichte der Herrin den Sonnenschirm, den sie ihr nachgetragen hatte.

— Gnädige Frau!

Die Baronin neigte ihr Köpfchen zur Seite.

— Nun? fragte sie verdrießlich.

— Sie haben dem Kutscher das Ziel Ihrer Fahrt nicht genannt.

— Vor das Westthor!

Die Zofe rief es dem Kutscher zu. Dann fragte sie ehrerbiettg:

— Wann darf ich die Frau Baronin zurückerwarten?

— Mein Gott, wie lästig! Ich werde zwei Stunden spazieren fahren. Sorge dafür, daß ich mich rasch umkleiden kann. Fort!

Der Wagen rollte davon. Susanne stieg langsam die Stufen der Freitreppe hinan, indem sie dachte:

— Die arme reiche Frau! Sie ist stets übeler Laune und so reizbar, daß eine Frage sie verdrießt. Hätte ich nicht gefragt, sie würde es mir bei der Rückkunft verwiesen haben. Was soll man nun thun? Man hat Nachsicht, lacht über die Grillen der Herrschaft und sucht seinen Vortheil. So lange Franz Kammerdiener des Barons ist, werde ich Kammermädchen der Baronin bleiben.

Kaum hatte sie ein Gespräch mit dem Portier angeknüpft, als der junge Mann wieder auf der Hausflur erschien. Wie das erste Mal, so sah er sich auch jetzt wieder schüchtern um. Susanne winkte dem Portier, der den Kopf

aus seinem Fensterchen steckte, daß er schweigen möge. Dabei beobachtete sie den Fremden, der augenscheinlich nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Er hatte die Treppe im Auge. Sein Anzug war sauber, aber ärmlich. Der kurze Oberrock von ungewisser Farbe stand ihm nicht übel. Die Pantalons von verwaschenen gelben Nanking zeigten seinen schlanken Wuchs. War die schwarze Sammtweste auch ein wenig abgetragen — sie hatte einen modernen Schnitt und paßte vortrefflich. Ueber das schwarze Halstuch, dessen Schleifen nachlässig herabhingen, legte sich ein schneeweißer Kragen. Eine Art Studentenmütze mit zersprungenem Schirme saß keck auf dem braunen Lockenkopfe. Und das Gesicht — Susanne war erstaunt, als sie es einen Augenblick betrachtet hatte. Frische Wangen und helle Augen, aus denen ein hoher Grad von Intelligenz leuchtete, waren nicht die einzigen Vorzüge des ovalen Jünglingantlitzes. Das Bärtchen über der Oberlippe war braun und gekräuselt, wie das Hauptshaar. Wir berichten, was die erstaunte Zofe mit ihren schwarzen Augen sah.

Der Portier schöpfte Verdacht. Er wollte rufen.

— Ich werde mit ihm sprechen, sagte Susanne, indem sie sich von dem Fenster entfernte.

Der Fremde hörte ihre Schritte. Er entblößte sein Haupt und trat ihr ehrerbietig näher.

— Verzeihung, Madame, sagte eine wohlklingende

Stimme, an wen wende ich mich, um Zutritt zu der Frau Baronin von Heßmann zu erlangen?

Die Zofe konnte kaum ihre Ueberraschung verbergen.

— Zu der Frau Baronin wollen Sie?

— Ja! war die unbefangene Antwort.

— Die gnädige Frau ist soeben ausgefahren. Nennen Sie mir Ihren Namen, kommen Sie in zwei Stunden zurück — und ich werde Ihnen sagen, wann die gnädige Frau Sie empfangen will.

— Die Baronin ist ausgefahren? fragte traurig der Fremde, indem er seine Mütze zu einem Balle zusammendrückte.

— Vor kaum einer Viertelstunde.

Der junge Mann sah die Zofe mit seinen großen, klaren Augen an. Es schien plötzlich ein Gedanke in ihm aufgestiegen zu sein, der seine Schüchternheit verbannt hatte.

— Die Dame ist nicht zu Hause! murmelte er nach einer Pause. Und doch sagte man mir, daß sie um diese Zeit am sichersten zu treffen wäre.

— Glauben Sie meinen Worten nicht? fragte Susanne lächelnd. Ich bin das Kammermädchen der Frau Baronin und muß doch wohl wissen . . .

— Sie sind das Kammermädchen? O, Mademoiselle, dann

können Sie mir wohl Auskunft geben — wann soll ich wiederkommen?

— Nennen Sie mir Ihren Stand und Ihren Namen.

Der Fremde zuckte mit den Achseln.

— Verzeihung, Mademoiselle, wenn ich Ihnen Namen und Stand verschweige — es ist nicht Mißtrauen — es ist wahrhaftig Nothwendigkeit. Auch würde ich Ihnen einen Namen nennen, den Sie wohl nie gehört haben.

— Aber die gnädige Frau muß doch wissen, wen sie empfängt.

— Ganz recht, ganz recht! Ich begreife das. Sie würde mich sonst abweisen. Sagen Sie ihr, Mademoiselle, — nein, sagen Sie ihr Nichts. Aber Sie mögen wissen, daß Sie der Dame einen wichtigen Dienst leisten, wenn Sie mir Zutritt zu ihr verschaffen, ohne daß der Herr Baron darum weiß. Melden Sie Ihrer Herrin einen Fremden, der ihr eine wichtige Nachricht mittheilen wolle. Und dann richten Sie es so ein, daß mich der Baron nicht sieht. In zwei Stunden also werde ich wiederkommen. Bis dahin kann ich schon warten.

Er verneigte sich, setzte die Mütze auf und entfernte sich. Susanne schüttelte ihr schwarzes Haupt.

— Das nenne ich eine Keckheit! flüsterte sie vor sich hin. Er fragt nicht einmal, ob ich geneigt bin, seinen Wunsch zu erfüllen. Ein seltsamer, aber ein hübscher

Mann. Himmel, was geht hier vor? Den Kammerdiener fragt ein junges Mädchen nach dem Baron, und von mir fordert ein junger Mann, der nicht sagen will, wer er ist, daß ich ihm Zutritt zu der Baronin verschaffe — vielleicht haben die beiden Gatten, die wie ich bemerke, schon seit einiger Zeit auf gespanntem Fuße leben, eine galante Intrigue eingeleitet — oder — nein, ich will solchen Vermuthungen nicht Raum geben, wenigstens jetzt noch nicht. Aber wenn es wäre — dann, Susanne, blüht Dein Weizen. Ich werde dafür sorgen, daß ich die einzige Besitzerin dieses Geheimnisses bleibe.

Sie vollbrachte nun in den Zimmern der Herrin die gewöhnlichen Morgenbeschäftigungen. Es schlug elf Uhr, als eine Dame unangemeldet in das Boudoir trat, wo Susanne die Vorbereitungen zum Umkleiden ihrer Herrin traf.

— Wo ist Eugenie? rief sie aus.

Die Zofe kannte die verwittwete Majorin von Oberau, sie wußte, daß sie die intime Freundin der Baronin war, und daß sie unangemeldet Zutritt hatte. Susanne erstattete Bericht.

— Allein ausgefahren?

— Ja, gnädige Frau.

— Wo ist der Baron?

— Er macht einen Spazierritt.

— Auch allein?

— Ganz allein.

Die Majorin, eine üppige Blondine von dreißig Jahren, brach in ein lautes Lachen aus.

— Nicht übel! nicht übel! Am frühen Morgen! Meine Liebe, nehmen Sie mir die Mantille und den Hut ab — ich will von diesem Fenster aus die Parade sehen — das Musikchor spielt einen neuen Marsch — eine ganze Compagnie defilirt vor dem General — So! nun öffnen Sie mir das Pianino. Also um elf Uhr wollte Eugenie zurückkehren?

— Ja, gnädige Frau.

— Ist Etwas vorgefallen?

— Ich weiß Nichts.

— O, spielen Sie nicht die Verschwiegene — mir können Sie Alles sagen. Ich bedaure die arme Eugenie. sie lebt nicht glücklich mit ihrem Manne. Habe ich Recht?

Die Zofe lächelte, ohne zu antworten.

— Meine Freundin ist selbst Schuld daran! fuhr die Redselige fort, indem sie sich auf den gestickten Sessel vor dem Pianino niederließ. Eine sentimentale Frau ist stets die Sklavin ihres Mannes. Ach Gott, wie oft haben wir dieses Kapitel abgehandelt! Gut, wir können es heute noch einmal durchnehmen.

Während dieser Rede hatte die Wittwe ihre Handschuhe

gann Eugenie, nachdem sie einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte. Noch nie habe ich das Bedürfniß, mich auszusprechen so lebhaft gefühlt, als heute.

— O, so sprich Dich aus, meine liebe Freundin! rief die Wittwe. Du weißt, daß ich gern mit Rath und That helfe.

Sie warf sich in einen zweiten Sessel, der neben dem Fenster stand. Beide Frauen wurden durch den Spiegeltisch getrennt, der mit einem Flore seltener Blumen angefüllt war.

— Bertha, Du hast stets die Ansicht bekämpft, daß mein Mann mich des Geldes wegen geheirathet habe . . .

— Und ich bekämpfe sie heute noch!

— Mit Unrecht! rief Eugenie schmerzlich.

— Dann begreifst Du Deine Stellung als Frau nicht, mein Kind.

— Wähnst Du, ich habe Anlaß zu der Indifferenz meines Mannes gegeben? Bertha, Du kennst mich seit langer Zeit, Du mußt am Besten wissen . . .

— Ich weiß Alles, ich begreife Alles. Meinem Scharfblicke entgeht Nichts. Sieh', Eugenie, ich bin so lange verheirathet gewesen, als Du jetzt verheirathet bist, also drei Jahre. In dieser Zeit habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Frau den Mann erziehen kann. Der Ehemann, meine Beste, ist von dem Liebhaber und Bräutigam himmelweit

verschieden. Eine kluge Frau sorgt dafür, daß der Mann so lange als möglich Bräutigam bleibt. Wir kommen später auf diesen Punkt zurück — mache mir zuvor Deine Mittheilungen. Schütte Dein Herz aus, arme Freundin!

— O mein Gott, wie unglücklich bin ich! rief Eugenie, indem sie das Gesicht mit den kleinen Alabasterhänden bedeckte.

Es schien, als ob sie weinte.

— Aber so erkläre Dich doch endlich! Du machst mich wirklich besorgt!

— Ich will meiner selbst willen geliebt sein!

— Bist Du es denn nicht?

— Nein, nein!

— Was ist geschehen!

— Ich weiß jetzt, daß der Baron mich des Vermögens wegen geheirathet hat.

— Einbildung! rief Bertha lachend.

— Ich muß schwer für meine Leichtgläubigkeit büßen, rief Eugenie unter Thränen. Die Tochter des bürgerlichen Banquier's war dem Edelmanne Nichts — aber das Vermögen, das Vermögen reizte ihn. Bertha, fuhr sie zornig auf, auch Du bist bürgerlich geboren, bist die Frau eines Edelmanns gewesen — was würdest Du gethan haben, wenn Dir der Major Deine Herkunft zum Vorwurfe gemacht hätte?

— Diese Frage ist leicht zu beantworten.

— Was würdest Du gethan haben? wiederholte Eugenie in großer Erregtheit.

— Pocht der Mann auf seinen Stand, so kann die Frau auf ihren Reichthum pochen. Jeder macht die ihm verliehenen Vorzüge geltend. Du hast dem Baron eine Million zugebracht — frage ihn, wie es jetzt mit ihm stände, wenn er arm geblieben wäre? Der Secondelieutenant mit einer Monatsgage von zwanzig Thalern ist doch wahrlich ein geplagter Mensch. Du hast ihn zu Dem gemacht, was er ist, zu einem der reichsten Männer in unserer Residenz. Ihm dies zu sagen ist freilich das letzte Mittel; aber wende es getrost an, wenn ein anderes nicht mehr verfangen will.

Eugenie schüttelte schmerzlich ihr schönes Haupt.

— Dadurch schüchtere ich vielleicht meinen Mann ein; aber ich erwecke seine Liebe zu mir nicht. Der Gedanke erfüllt mich mit Entsetzen: Du bist die Frau eines Mannes, der Dich nicht liebt, eines Mannes, der über die bürgerlichen Gefühle spottet. Albert spricht von einer modernen Ehe, die jedem Theile gewisse Freiheiten gewährt.

— Ah, die moderne Ehe! rief die Wittwe. Dies ist ja das beliebte Kapitel, das jetzt in allen Zirkeln abgehandelt wird. Es giebt ebenso viel Frauen, die dafür schwärmen, als Männer.

— Ich gehöre nicht zu diesen Frauen!

— Wie interpretirt Dein Mann die moderne Ehe?

— Die Interpretation geht aus seinem Benehmen hervor.

— Nun?

— Vor ungefähr einem Monate forderte ich den Baron auf, mit mir die Oper zu besuchen. Er weigerte sich unter dem Vorwande, daß ihn die Musik langweile, daß er kein Kenner sei und die Abendstunden nützlicher anwenden könne. Nützlicher? fragte ich. Du erscheinst an der Seite Deiner Gattin, die sich amüsiren will. „Wir können uns zu Hause amüsiren," antwortete Albert; sind wir uns nicht selbst genug, so laden wir Gesellschaft. Wir spielen, und wenn Du willst können wir auch tanzen." — „Das, mein Freund, gab ich zur Antwort, bleibt uns immer; wir können deshalb dennoch die Oper besuchen, wenn mich die Lust dazu anwandelt. Du willst Gesellschaften — gut, ich gönne sie Dir; folge nun auch meinen Wünschen." Er brachte mich in die Loge, entfernte sich aber wieder mit der Versicherung, daß er sich bei dem Schlusse der Oper wieder einfinden würde. Da saß ich nun allein, verlassen. Rings erblickte ich die Frauen in Begleitung ihrer Männer. Bertha, ich kann Dir nicht schildern, was in mir vorging! Wie gern hätte ich mich entfernt; aber ich durfte es nicht wagen, denn ich würde Aufsehen erregt haben. So blieb

ich denn in einem entsetzlichen Zustande an meinem Platze. Mir war, als ob mich die höhnenden Blicke der Nachbarn träfen, als ob das Lächeln der Damen sagte: sie hat sich den Eintritt in unsere Zirkel erkauft, ist durch ihr Geld eine Baronin geworden, jetzt mag sie dafür büßen. Bertha, nur mit Mühe konnte ich meine Thränen zurückhalten. Von der Oper habe ich weder Etwas gesehen noch gehört. Vor meinen Augen schwebte ein Schleier und vor den Ohren brauste es wie ein Sturm. Ich glaube, meine Wangen müssen leichenblaß gewesen sein.

In dem Augenblicke, als der Vorhang fiel, öffnete sich die Loge und mein Mann trat ein. Bedenke, Bertha, nicht eine Minute früher oder später. Mit welcher Präcision er sein Manöver ausführte! Er mußte also draußen gewartet haben.

— Weiter! Weiter! rief die Wittwe.

— Wir bestiegen unsern Wagen und fuhren nach Hause. Keiner von uns sprach ein Wort. Bei Tische affektirte Albert eine Freundlichkeit, als ob Nichts vorgefallen wäre. Als ich nicht darauf einging, zog er sich zeitig in sein Kabinet zurück, nachdem er mir kalt eine gute Nacht gewünscht. Ja, mir ward eine gute Nacht — ich habe nicht eine Minute geschlafen. Am folgenden Tage arrangirte mein Mann eine Abendgesellschaft.

— Ah, rief die Majorin, das also lag jener impro-

visirten Soiree zum Grunde, die sich Niemand erklären konnte und für eine köstliche Laune Deines Mannes gehalten wurde!

— Ich widersprach natürlich nicht, stellte die Liste der Gäste mit zusammen und kam den mir zustehenden Obliegenheiten pünktlich nach. Ich erschien in großer Toilette machte die Honneurs und ward unwohl, als man zu Tische gehen wollte. Du widmetest mir Deine Sorgfalt und brachtest mich in mein Zimmer.

— Vortrefflich! rief Bertha. Habe ich auch den Grund Deines Unwohlseins nicht geahnt, so habe ich es doch für eine List gehalten, durch die Du Dich der Gesellschaft entziehen wolltest.

— Nun glaubte ich, mein Mann würde kommen und sich nach mir erkundigen . . .

— Er hat mehr als einmal den Saal verlassen.

— Aber er hat mein Zimmer nicht betreten.

— Man bestürmte ihn mit Fragen über Dein Befinden —

— Und was antwortete er? fragte Eugenie hastig.

— Er entschuldigte Dich und versicherte, daß die Unpäßlichkeit zu seiner großen Freude nicht bedeutend sei.

— So hat er doch das Decorium bewahrt! sagte die Baronin mit Genugthuung.

— Gewiß! versicherte Bertha. Niemand hat gezwei-

felt, daß er den innigsten Antheil an dem Befinden seiner Gattin nähme. Er spielte zerstreut, verlor, stand auf, ging und kam —

— Aber nicht ein einziges Mal zu mir.

— Das ist stark. Er brachte, so oft er zurückkam, Nachrichten von Dir.

— Unerhört! Unerhört!

— Bei Gott! Ich muß sagen, der Baron hat seine Rolle vortrefflich gespielt.

— Eins tröstet mich, Bertha.

— Was?

— Daß er mich nicht durch Gleichgültigkeit compromittirt hat.

— Nein; ich kann ihm das beste Zeugniß geben. Wahrlich, ich habe den armen Mann an jenem Abende bedauert.

— Da siehst Du, wie raffinirt er zu Werke geht. Und seiner Geschicklichkeit ist es gelungen, auch Dich zu täuschen Wäre seine Besorgniß eine ernstliche gewesen, er hätte mehr an meinem Bette als in dem Saale sein müssen.

— Erzähle weiter, Eugenie. Ich will mir ein vorschnelles Urtheil nicht erlauben. Du weißt, habe ich mir einmal ein Urtheil gebildet, so halte ich fest daran.

— Am nächsten Morgen hieß es, der Baron sei unwohl.

— Ein ungeschicktes Manöver.

— Vier Tage lang kamen und gingen die Domestiken mit Nachrichten und Erkundigungen. Ich ließ mich nicht beirren, ich blieb fest bei der Ansicht, daß Albert mich zuerst aufsuchen müsse.

— Gut, recht gut! Ich an Deiner Stelle würde es nicht anders gemacht haben.

— Der Bruch war nun ein vollständiger. Früher sahen wir uns bei Tische — jetzt speiste Jeder auf seinem Zimmer und wir blieben uns fern. Mitunter wandelte mich doch die Besorgniß an, daß Albert ernstlich krank sein könne. In diesem Falle mußte ich, die Gesunde, ihn zuerst besuchen. Um seinen Zustand genau kennen zu lernen, schickte ich Susanne ab; sie kam mit der Nachricht zurück, daß Franz versichere, der Baron, der immer noch unwohl sei, dulde außer ihm, dem Kammerdiener, keine Person im Zimmer. Ein Arzt, fügte sie hinzu, sei nicht dagewesen; nur der Lieutenant von Bibra habe einige Besuche abgestattet.

— Bibra! Ah, er! rief die Wittwe gedehnt.

— Kennst Du ihn, Bertha?

Das Lächeln, das in diesem Augenblicke den Mund der schönen Witwe umschwebte, schien sagen zu sollen: „ich kenne ihn, aber ich will ihn nicht kennen.“ Dann fügte sie hinzu:

— Nun erkläre ich mir so Manches. Der Lieutenant ist ein Anhänger der Doktrin von der modernen Ehe. Uebrigens ist er ein schöner Mann, geistreich und liebenswürdig — ich habe mich einige Mal im Theater mit ihm unterhalten — recht gut unterhalten. Glaube mir, er übt Einfluß aus auf Deinen Mann, mit dem er, wie ich von ihm selbst erfahren habe, bei einem Regimente gedient.

— Beide sind Freunde, und ich glaube schon, daß sich mein Mann von ihm leiten läßt. So blieb der Stand der Dinge länger als acht Tage. Die Zeit ward mir bis zum Sterben lang. Ich hätte gern zu Dir geschickt; aber ich wußte ja, daß Du verreist warst. Ausgehen wollte ich nicht, denn es würde aufgefallen sein, wenn mein erster Gang nicht der zu meinem Manne gewesen wäre. Denke Dir meine gräßliche Lage, Bertha. Da brachte mir gestern Susanne die Nachricht, daß Albert das Zimmer und das Haus verlassen habe. Es war gegen Abend. Mir klopfte das Herz, denn ich nahm an, daß er mich aufsuchen würde. Der Abend verfloß, und ich ging zu Bett, ohne meinen Mann gesehen zu haben. Diesen Morgen öffne ich das Fenster meines Schlafgemachs — da sehe ich, daß mein Mann sein Pferd besteigt und lustig aus dem Hofe sprengt. Das war zu viel. Ich ließ den Wagen anspannen und machte eine Spazierfahrt, von der ich soeben zurückgekehrt bin. Ob mein Mann schon

wieder eingetroffen ist, weiß ich nicht. Da hast Du meine Geschichte.

— Nun willst Du meinen Rath hören, Eugenie?

— Ja!

— Bleibe fest. Kerkere Dich ferner nicht ein, vermeide zwar das Aufsehen, aber lege Dir keinen Zwang an und genieße das Leben so gut es gehen will. Dort zwei Männer — hier zwei Frauen. Wir werden sehen, wer den Sieg davon trägt. Ich stehe Dir treulich zur Seite. Jene wollen die Grundsätze der modernen Ehe zur Geltung bringen — wir werden ihnen darthun, daß diese Grundsätze nicht stichhaltig, daß sie unausführbar sind. Ueber die Männer — es ist zum Lachen! Sie selbst wollen in zügelloser Freiheit leben und uns armen Frauen legen sie Beschränkungen auf. Welche Vortheile bietet uns eine moderne Ehe? Eine Dame muß stets in den Schranken bleiben, die Bildung, Rang und Decenz ihr anweisen, während der Mann manchen Genuß von Freiheit hat. Diese Uebermüthigen! rief Bertha in einem Anfluge von Aufwallung, der ihr reizend stand. Ist denn die Ehe nur ein Contract, der nach Belieben modificirt werden kann? Wahrlich, man tritt die Würde der Frauen mit Füßen. Nein, meine liebe Freundin, bleibe fest im Interesse unseres Geschlechts! Dein Mann liebt Dich, ich weiß es — heuchele Gleichgültigkeit und wenn Du kannst auch ein wenig Verachtung — dann kehrt

er zurück und bittet um Vergebung. Er will eine moderne Ehe — wohlan, adoptire sie für einige Zeit. Und damit Du siehst, daß ich Dich wirksam unterstützen kann, will ich Dir ein Geheimniß anvertrauen — ein Geheimniß, das noch Niemand kennt.

Die Wittwe verließ ihren Platz und ließ sich auf der seidenen Fußbank vor Eugenie nieder.

— Sieh' mich an, Freundin und lächele! flüsterte sie. Ich bin zum zweiten Male Braut.

— Bertha!

— Ja, es ist so!

— Und wer ist der glückliche Bräutigam?

— Kein anderer als der Lieutenant von Bibra —

— Der Freund meines Mannes?

— Derselbe. Er ist ohne Vermögen, gerade wie der Baron; aber ich bin ja reich genug, um meine Hand nach Neigung verschenken zu können.

— So habt Ihr Euch schon erklärt?

— Nein, soweit ist es noch nicht gekommen. Aber daran trage ich die Schuld, ich ganz allein. Bibra ist Feuer und Flamme, er liebt mich bis zur Schwärmerei.

Eugenie wiegte traurig lächelnd ihr schönes Haupt.

— Die Schwärmerei der Männer! flüsterte sie. Ach, ich kenne sie, diese Schwärmerei! Wie war Albert und wie ist er jetzt! Ich bleibe dabei: mein Vermögen hat ihn ge-

reizt. Hätte er mir aus reiner Zuneigung die Hand gereicht, eine dreijährige Ehe würde seine Liebe nicht frostig gemacht haben. Nimm an mir ein Beispiel, liebe Bertha, und sieh' Dich vor.

— Da dürfte ja eine reiche Frau keinen armen Mann heirathen.

— Nein, bis zu dieser Behauptung gehe ich nicht; aber eine reiche Frau muß vorsichtiger verfahren, als eine arme. Die Arme kann mit Gewißheit annehmen, daß man sie aus wahrer Liebe, aus Liebe zu ihrer Person heimführt.

— Ah, rief die Wittwe, ich glaube dem Lieutenant auch nicht auf sein Wort allein; er soll es durch die That beweisen, daß er mich aufrichtig, ohne Nebengelüste, liebt.

— Und Du, Bertha?

Bertha lächelte verschämt.

— Ich, ich habe die wahre Liebe noch nicht kennen gelernt, flüsterte sie. Der Major war zwanzig Jahre älter als ich — unsere Heirath wurde von unabweisbaren Umständen bedingt — Du weißt es ja. Der Major, ein braver Mann, hat mich geachtet und geehrt und um mich glücklich zu machen, hat er mir sein ganzes Vermögen hinterlassen, über das ich frei verfügen kann. In der Erbschaftsangelegenheit habe ich die Reise gemacht, von der ich vorgestern zurückgekehrt bin. Wenn ich einige kleine Legate gezahlt haben werde, bin ich die unbeschränkte Besitzerin

von Oberau, einem herrlichen Gute. Die Welt glaubt, der Major habe mir nur eine hübsche Rente ausgesetzt und diesen Glauben theilt auch der Lieutenant von Bibra — doch, Eugenie, ich will es nur gestehen, es wäre ein Unglück für mich, wenn mir Edmund nicht aufrichtige Gesinnungen entgegenbrächte, denn er hat meinen Vorsatz, Wittwe zu bleiben, vernichtet. Aber trotzdem ich ihm von Herzen zugethan bin, muß er sich erst als ein getreuer Seladon ausweisen, ehe ich von Erhörung spreche.

Auf dem Paradeplatze ließ sich Trommelwirbel vernehmen. Bertha sprang auf und öffnete ein Fenster. Es bot sich die Aussicht über den ganzen Platz. Die volle Janitscharen-Musik der Garde führte einen glänzenden Marsch aus. Jetzt erschien die Wachtparade — ein junger, schön gewachsener Officier führte die Grenadiere, die vor dem General defilirten.

— Eduard! flüsterte die Wittwe. Er kommandirt heute die Schloßwache.

Der Officier salutirte mit dem Degen. Bertha dankte durch eine tiefe Verneigung; sie war purpurroth geworden. Beide beobachteten einige Zeit das militärische Schauspiel, dann traten sie in das Zimmer zurück. Das nun folgende Gespräch ist ohne Interesse für die Leser; wir berichten nur, daß Eugenie die Ansichten der Freundin theilte und sich vornahm, den widerspenstigen Gemahl so lange kalt und

gleichgültig zu behandeln, bis er selbst reuig zu seiner Gebieterin zurückkehren würde.

Eugenie, die einzige Tochter eines Millionärs, war ein verwöhntes Kind; der Egoismus beherrschte sie, er unterdrückte die sanften Regungen des Herzens und machte sie maßlos in ihren Forderungen. Die junge Dame, gut von Natur, war ganz dazu geschaffen, Liebe zu erregen; aber sie war selbst nicht fähig, Liebe zu erwiedern. Sie hatte den Baron aus Eitelkeit geheirathet, auch wohl aus Eigensinn. Der Vater, der durch seinen Mammon die Welt beherrschte, hatte in seiner Manie die Tochter vergöttert. Jeder ihrer Wünsche, und war er der thörichtste, ward erfüllt. Hatte Eugenie gesagt, ich möchte den Gegenstand besitzen, so hatte der Vater geantwortet: ich werde ihn Dir kaufen. Der Baron von Heßmann, der schönste Officier im Regimente, hatte ihr gefallen, nachdem er einigemal auf einem Balle mit ihr getanzt. Der Neid der Damen hatte ihre Eitelkeit erregt nnd um zu triumphiren, hatte sie eines Morgens dem Vater gesagt:

„— Ich möchte den Baron meinen Mann nennen.

„— Im Ernst? hatte der Vater gefragt.

„— Ich scherze nicht. Gewisse adelige Fräulein, die auf das bürgerliche Mädchen stolz herabsehen, werden sich ärgern, wenn ich ihnen den schönsten Cavalier entführe.

„— Gut, ich werde Dir den Baron kaufen! hatte der Vater geantwortet.

Ein Vierteljahr später trat der Baron aus dem Regimente, Eugenie ward Frau Baronin und der Millionär bezahlte die Schulden seines Schwiegersohns. Er hatte seiner Tochter wirklich einen Mann gekauft. Eugenie aber lebte der Ansicht, Albert habe ihr aus Liebe seine Hand gereicht und das Vermögen als Nebensache betrachtet. Das prachtvolle Hotel am Paradeplatze nahm die jungen Gatten auf, und der Millionär, der seinem Compagnon das Geschäft überlassen, war nach Paris gegangen, wo er als Particulier zu leben gedachte. Er zweifelte nicht einen Augenblick an dem Glücke seiner Tochter.

II.

Kaum hatte die Wittwe sich entfernt, als Susanne eintrat.

— Wo ist der Baron? fragte Eugenie.

— Der gnädige Herr reitet noch spazieren.

Die junge Frau verbarg ihren schmerzlichen Zorn, indem sie dachte:

— Bertha hat Recht, ich werde, wie er, ganz nach Gefallen leben, ohne daran zu denken, daß ich einen Mann habe. Zur Toilette! befahl sie aufgeregt.

— Gnädige Frau.

— Nun?

— Ich habe Ihnen einen seltsamen Besuch anzumelden.

— Wer ist es?

— Ein junger Mann wartet im Vorzimmer.

Eugenie stutzte.

— Ein junger Mann? wiederholte sie.

— Er will mir seinen Namen nicht nennen.

— Das ist seltsam!

— Aber ich soll Ihnen sagen, daß er gekommen sei, Ihnen einen wichtigen Dienst zu leisten.

— Mir einen Dienst?

— Nun wollte ich anfragen, ob ich den Fremden einführen darf. Er ist zwar ein wenig ärmlich gekleidet, aber er sieht nicht übel aus, hat anständige Manieren und spricht gut. Der wichtige Dienst, den er Ihnen zu leisten vorgiebt, hat mich veranlaßt, die Meldung zu übernehmen.

Eugenie war unschlüssig. Wer in aller Welt konnte ihr einen wichtigen Dienst leisten? Bei dem Gedanken an das eigenthümliche Verhältniß zu ihrem Mann tauchte der Argwohn auf: wenn Albert einen Streich auszuführen gedächte! Gewohnt, rasch zu beschließen und zu handeln, befahl sie, den Fremden einzuführen. Susanne entfernte sich.

— Man legt mir vielleicht eine Schlinge, dachte die Baronin. O, wie unwürdig, wenn dies der Fall wäre! Ich darf nicht vorschnell verfahren; ich werde mich im Gegentheil stellen, als ob ich einfältig genug wäre, mich überlisten zu lassen. So kann ich einen Blick in die Intrigue werfen und die Absichten des Urhebers derselben erkennen. Mein Gott, verleihe mir Fassung und Geduld! Also so weit ist es mit mir gekommen!

Zitternd vor Erregung warf sie sich in den Sopha. Susanne öffnete die Thür und ließ den jungen Mann eintreten, den der Leser auf der Hausflur bereits kennen gelernt hat. Er blieb schüchtern neben der Thür stehen, nachdem er sich tief verbeugt hatte.

Eugenie, stolz wie eine Königin, entließ ihre Zofe durch eine Handbewegung; sie wollte nicht, daß Susanne Zeugin der Unterredung sei. Das interessante Gesicht und der schlanke, edle Wuchs des Fremden bestärkten sie in der vorgefaßten Meinung.

— Treten Sie näher, mein Herr!

Der Fremde trat gehorsam in die Mitte des Zimmers.

— Ich habe wohl die Ehre, die gnädige Baronin von Heßmann zu sprechen? fragte er.

Eugenie neigte stolz das Haupt.

— Wer sind Sie? was führt Sie zu mir?

— Ehe ich Ihnen beide Fragen beantworte, erbitte ich mir ein Versprechen von Ihnen.

— Was soll ich Ihnen versprechen, mein Herr?

— Daß Sie mich nicht verrathen wollen.

— Es kommt darauf an. Sind Ihre Mittheilungen der Art, daß ich, ohne meine Ehre zu verletzen, schweigen kann . . .

— Ich fordere ja nur, daß Sie meine Person nicht nennen, daß sie mich auf Befragen, nie gesehen haben. Meine Zukunft, mein ganzes Glück steht auf dem Spiele, wenn man erfährt, daß ich Ihnen ein Geheimniß mitgetheilt habe . . .

— Gut, ich verspreche es Ihnen! rief Eugenie ungeduldig. Leisten Sie mir wirklich einen Dienst, so fürchten Sie nicht, daß ich undankbar bin; zählen Sie vielmehr auf eine angemessene Belohnung.

Die Züge des jungen Mannes verklärten sich vor Freude. Er trat der Dame noch näher und flüsterte:

— Ich wage viel, sehr viel, gnädige Frau; aber ich wage es für Sie, die einst die Wohthäterin meiner guten Mutter gewesen. Sie kennen mich nicht mehr, aber Sie haben mich früher oft gesehen.

— Sagen Sie mir rasch, wer Sie sind!

— Ich bin der Sohn Ihres alten Comptoirdieners Walther. Als mein Vater starb, es sind nun zehn Jahre

seitdem verflossen, stand meine Mutter hülflos in der Welt — Sie machten ihr ein so reiches Geschenk, daß sie nicht nur sorglos leben, sondern mir auch eine anständige Erziehung geben lassen konnte. Meine arme Mutter ist seit zwei Jahren todt; sie hat ihre Wohlthäterin noch auf dem Sterbebette gesegnet und mir auf die Seele gebunden, der Frau Baronin stets dankbar eingedenk zu sein. Jetzt bietet sich mir die Gelegenheit, meine Dankbarkeit zu bethätigen, und Ihnen Mittheilung von einer Bosheit zu machen, die man gegen Sie auszuführen gedenkt.

— Eine Bosheit, gegen mich?

— Ich kann es nicht anders nennen.

— Sprechen Sie, Herr Walther.

— Kann man uns belauschen?

— Nein, wir sind allein.

— Eugenie deutete auf einen Sessel. Der junge Mann ließ sich nieder und berichtete mit leiser Stimme:

— Als meine Mutter starb, hatte ich das Abiturienten-Examen vom Gymnasium gemacht; aber ich konnte die Universität nicht beziehen, weil mir die Mittel dazu fehlten. Gezwungen, mir das tägliche Brod zu verdienen, trat ich als Schreiber in die Dienste eines Notars.

— Warum sind Sie nicht zu mir gekommen? fragte Eugenie gereizt.

— Weil ich den Grundsatz meiner Mutter be-

folgte: man muß die Großmuth guter Menschen nicht mißbrauchen.

— Davon später, fahren Sie fort.

— Der Notar, ein strenger und habsüchtiger Mensch, gab mir viel Arbeit, aber wenig Gehalt, trotzdem er der gesuchteste Rechtsanwalt in der Stadt ist. Meine Stellung brachte es mit sich, daß ich die Geschäfte des Notars kennen lernte. Ich kann Ihnen versichern, daß die Lust, Jura zu studiren, völlig in mir erloschen ist. Unter den vielen Fällen, die mich mit Unwillen erfüllten, steht der, der Sie betrifft, gnädige Frau, obenan.

— Um Gotteswillen, Sie martern mich zu Tode! Fassen sie sich kurz! rief Eugenie, die vor Aufregung kaum an ihrem Platze bleiben konnte.

— Der Notar hat Auftrag erhalten, mit allen nur möglichen Mitteln dahin zu wirken, daß Sie, selbst gegen Ihren Willen, von dem Herrn Baron geschieden werden.

— Was ist das?

— Dem Notar ist ein Honorar bewilligt, das er nach Belieben wählen soll; man spricht von zehn- bis zwölftausend Thalern. Diese Summe will sich der Agent nun nicht entgehen lassen, und er wird voraussichtlich ein Verfahren einschlagen, das sicher zum Ziele führt. Seien Sie auf der Hut, gnädige Frau! Der Notar ist der Mann, der die in Aussicht stehende Summe um jeden Preis verdient.

Daß er überhaupt eine solche Sache angenommen, erfüllt mich mit Entsetzen.

— Und wer hat sie ihm übertragen?

— Ich glaube, der Herr Baron.

— Mein Mann? fuhr Eugenie entrüstet auf.

— Gestern war er bei dem Notar.

— Nicht möglich!

— Hätte ich den Herrn Baron auch nicht gekannt, so würde ich dennoch keinen Zweifel hegen, denn ich mußte ihn meinem Herrn anmelden. Aus gewissen Papieren und Notizen hatte ich den Stand der Dinge ersehen, und daß ich nun das Gespräch zwischen den beiden Herren zu belauschen suchte, war wohl natürlich, denn ich wollte Ihnen, gnädige Frau, meine Dankbarkeit beweisen.

Eugenie, die ihrer selbst wegen geliebt sein wollte und sich nun so furchtbar enttäuscht sah, vergaß die delikate Natur der vorliegenden Angelegenheit.

— Wie benahm sich mein Mann? fragte sie heftig.

Der Schreiber zögerte verlegen, Antwort zu ertheilen.

— Sagen Sie mir Alles, Herr Walther, Alles! Sie leisten mir einen Dienst, den ich Ihnen kaum vergelten kann. Sollte Sie der Notar entlassen, so werde ich für Sie sorgen. Und nun verschweigen Sie mir Nichts! Ich will, ich muß Alles wissen, um meine Maßregeln danach zu ergreifen.

— Der Herr Baron, antwortete der junge Mann, forderte den Notar auf, die Angelegenheit eifrig, aber so zu betreiben, daß Sie, gnädige Frau, nicht erführen, von wem der Antrag gestellt sei.

— Das haben Sie gehört?

— So deutlich, als ob ich Ihre Worte jetzt höre. Auf die Bemerkung des Notars, daß er gewisser Beweise bedürfe, um die Scheidung zu begründen, antwortete der Herr Baron: „ich selbst werde Ihnen diese Beweise liefern.“

Eugenie erblaßte. Mit bebenden Lippen stammelte sie:

— Das ist entsetzlich!

— So dachte auch ich, als ich das Erbieten des Barons hörte. Meine selige Mutter, die Sie verehrte und liebte, hat oft gesagt, daß der Herr Baron das Kleinod nicht zu schätzen wisse, das er in seiner Frau Gemahlin besitze. Ach, das Geheimniß hat mir schwer auf dem Herzen gelegen! Da Sie nun wissen, was man bei dem Notar beschlossen, werden Sie sich auf gewisse Eventualitäten vorbereiten können. Ich hätte Ihnen gern durch einen erfreulichen Dienst meine Dankbarkeit bewiesen; aber die Bedeutung des vorliegenden Falls . . .

Eugenie war rasch aufgestanden.

— Hören Sie mich an, flüsterte sie bebend. Niemand darf ahnen, daß Sie mir Mittheilungen gemacht haben.

Sie müssen in dem Hause des Notars bleiben, um dort zu beobachten. Notiren Sie Alles, was Sie sehen und hören. Sie versehen nur meinetwegen noch den Dienst bei dem Notar. Vergessen Sie das nicht! Merken Sie auf, daß Ihnen auch das Kleinste nicht entgeht. Ich wäge Ihre Dienste mit Gold auf. Sie sind im Geheimen mein Notar, mein Rechtsanwalt, mein Agent. Nehmen Sie diese Börse, sie ist mit Gold gefüllt. Es ist nur eine kleine Abschlagszahlung, um Sie zu ermuthigen und zum Eifer anzuspornen.

— Aber gnädige Frau! rief der überraschte Schreiber, als er die schwere Börse in der Hand hielt. Ich bin ja nicht gekommen, mein Geheimniß zu verkaufen.

Die Baronin hörte nicht auf ihn.

Aber hier dürfen Sie mich nicht wieder aufsuchen, fuhr sie eifrig fort. Man wird mich mit Spionen umgeben und jeden meiner Schritte bewachen lassen. Wo können wir uns sprechen?

— Gnädige Frau, ich wüßte wohl einen Ort.

— Nennen Sie ihn.

— Bei meiner Braut.

— Gut. Wo wohnt Ihre Braut?

— Ich kann es Ihnen genau beschreiben, ein glücklicher Zufall kommt mir dabei zu Hülfe. Diesen Morgen habe ich Ihre Equipage vor dem Westthore gesehen. Dicht neben der

Brücke hielt der Kutscher an, weil der Schlag Ihres Wagens aufgegangen war.

— Ganz recht.

— Erinnern Sie sich des Häuschens, vor dem der Wagen hielt?

— Ein junges Mädchen trat heraus und schloß dienstwillig den Schlag.

— In diesem Hause wohnt meine Braut mit ihrem halberblindeten Vater, und das junge Mädchen, das Ihnen den kleinen Dienst geleistet, ist Therese Ender, meine Braut. Dort finden Sie mich jeden Abend nach sieben Uhr. Therese wird sich freuen, die Hand meiner, unserer Wohlthäterin küssen zu können.

— Aber Sie darf Nichts erfahren . . .

— Ich werde es schon einrichten, gnädige Frau. Therese weiß ja von meiner verstorbenen Mutter selbst, wie hoch ich Ihnen verpflichtet bin. Ich schwöre Ihnen zu Gott, daß unser Geheimniß nicht verletzt werden soll.

— Hüten Sie sich vor meinen Domestiken!

Wie berauscht vor Freude küßte der Schreiber die kleine Hand der Baronin und entfernte sich. Jetzt brach Eugenie in Thränen aus.

— Mein Gott, wie unglücklich bin ich! schluchzte sie. Mein Mann mich nie geliebt, er hat mich in eigennütziger Absicht getäuscht. Seine Zärtlichkeiten waren erheuchelt,

seine Schwüre waren Lügen. Jetzt, da er einen Theil meines Vermögens besitzt, den ich ihm freiwillig überlassen, jetzt zeigt er sich in seiner wahren Gestalt. Er ist der Tochter des bürgerlichen Banquiers überdrüssig. Was nützt es mir, daß ich schön bin, wie die Leute sagen, was hilft mir meine Bildung, was erlange ich durch meinen Reichthum? O wäre ich häßlich, arm und einfältig, dann würde sich ein Mann gefunden haben, der mich meiner selbst willen geliebt hätte. Die wahre Liebe ist nur die, die Reichthum, Schönheit und Geist verschmäht, die nur auf das Herz sieht. Vater, Deine Güte und Nachsicht haben mir Verderben gebracht! Albert ist ein Verräther an dem Herzen und Glücke Deines Kindes! Der arme Schreiber, der mit Noth und Elend zu kämpfen hat, liebt ein armes Mädchen — wie reich sind jene Beiden gegen mich! Sie können von der aufrichtigen Liebe überzeugt sein, sie dürfen es wagen, einander zu vertrauen und ihren eigenen Werth hoch anschlagen. Da sitze ich nun in Pracht, Bequemlichkeit und Ueberfluß — aber mein Herz ist leer; es ist krank bis zum Sterben. Aber verdient denn der Undankbare, daß ich klage und um ihn jammere? Wie würde er triumphiren, wenn er meine Thränen sähe. Bertha hat Recht: Der Mann darf die Frau nicht schwach sehen. Ich will gleichgültig, will stark sein und mit denselben Waffen kämpfen, mit denen ich angegriffen werde. Vielleicht liebt Albert eine

Andere, er will mich abschütteln — nie werde ich in die Scheidung willigen! Der Undankbare soll empfinden, wie schmerzlich es ist, hoffnungslos nach einem Ziele zu streben, von dem man sein Glück erwartet. Ich will den Prinzipien der modernen Ehe huldigen und nach meinem Geschmack leben.

Sie setzte sich an das Pianino und spielte Walzer und Quadrillen. Als Susanne eintrat, verlangte sie, neue Toilette zu machen. Es geschah. Die Zofe war erstaunt über die Ausgelassenheit ihrer jungen Herrin.

— Susanne!

— Gnädige Frau?

— Ich werde diesen Mittag nicht zu Hause speisen.

— Wo denn? fragte neugierig die Zofe.

— Bei der Majorin von Oberau. Um zwei Uhr soll der Wagen vorfahren.

— Zu Befehl, gnädige Frau.

— Vielleicht werde ich spät zurückkommen; ich habe Lust, die Oper zu besuchen.

— So muß ich wohl den Kopfputz danach wählen?

— Ich verlasse mich ganz auf Deinen Geschmack.

Die Toilette war vollendet. Eugenie trat vor den Spiegel. Mit schmerzlichem Wohlgefallen betrachtete sie sich: alle diese Reize konnten den Baron nicht fesseln! Sie seufzte tief und schwer, warf den kostbaren Kaschmir-Shawl um

die Schultern und wartete bis die Meldung kam, daß der Wagen vorgefahren sei. Eine Viertelstunde später lag sie in Bertha's Armen. Die Wittwe, als sie die Mittheilungen der Freundin gehört, war erstaunt über des Barons Beginnen; aber sie blieb dabei, daß er bereuen werde, wenn er bei seiner Frau statt der Liebe Gleichgültigkeit, vielleicht auch Spott und Verachtung gewahre. Beide Frauen beschlossen, sich so gut als möglich zu unterhalten. Nach Tische machten sie eine Spazierfahrt durch die Promenaden der Stadt und Abends sah man sie in der Oper. Auch der Baron erschien mit zwei Freunden.

— Gut, sagte Bertha, daß er Dich sieht.

— O, auch mir ist es recht! antwortete Eugenie, die bei dem Anblicke ihres harmlosen Mannes fast die Fassung verlor.

— Zeige ein freundliches Gesicht, lache und plaudere mit mir, wenn Dich die Oper nicht unterhält.

— Ja, ja!

— Sieh', Dein Mann versteht es.

— Immerhin! flüsterte zitternd die Baronin.

— Jetzt lorgnettirt er nach jener Loge, in der sich nur Damen befinden.

Wende den Blick ab, Bertha.

— Warum denn?

— Ich will nichts mehr von ihm hören. Die Situation ist mir peinlich.

— Denke an die moderne Ehe — Sei dabei kalt wie ein Fisch, und Du wirst reussiren! Ah, jetzt grüßt der Baron die kokette Gräfin von Steinberg. Sie ist fünfunddreißig Jahr alt, hat falsche Zähne und einen gelben Teint — aber wie jungfräulich naiv sie lächelt und mit dem Kopfe nickt. Diese Gräfin, die einen enormen Reichthum besitzt, geht auf eine moderne Ehe ein, wenn sie nur einen hübschen, eleganten Mann bekommt.

— Meinst Du, daß ich sie zu fürchten hätte? fragte Eugenie erschreckt.

— Ich glaube nicht, daß der Geschmack Deines Mannes so verdorben ist. Er müßte denn ein Roué erster Klasse sein — nein, Albert spielt Komödie! Eugenie, die gelbe Gräfin hält keinen Vergleich mit Dir aus. Jetzt sieht der Baron hierher . . .

— Danke nicht auf seinen Gruß.

— Er grüßt auch nicht, er ist erstaunt, verblüfft! Wahrhaftig, es scheint, als ob er seinen Augen nicht trauen will. O, mache ein heiteres Gesicht, stelle Dich, als ob Du die Ausgelassenheit selbst wärst.

Die beiden Damen begannen nun lächelnd mit einander zu flüstern. Wer die Baronin aus der Ferne beobachtete, mußte wirklich glauben, sie sei die lustigste Person von der Welt.

— Mir versichert Albert, flüsterte sie, er könne es nicht über sich gewinnen, eine Oper zu hören, und heute befindet er sich ohne mich im Theater.

— Das ist ein gutes Zeichen, Eugenie.

— Wie?

— Wissen die Domestiken, wo Du bist?

— Natürlich.

— Nun, so hat es Dein Mann erfahren und ist Deinetwegen gekommen.

— Denke an die Scheidung!

— Du gehst darauf ein, läßt es bis zum Aeußersten kommen. Folge meinem Rathe und ich wette, daß Du Siegerin bleibst. Eine reizende Frau, die fünfundzwanzig Jahr alt ist und eine beträchtliche Rente bezieht, trägt selbst die Schuld, wenn sie aus dem Felde geschlagen wird. Ich bin Dein General, ich leite die Mannöver!

Jetzt wagte es Eugenie, einen Blick nach der Loge ihres Mannes zu werfen. Der Baron sah aufmerksam nach der Bühne, auf der ein Ballet aufgeführt wurde. Die erste Solotänzerin, ein reizendes Geschöpf, tanzte ein pas seul. — Die Künstlerin führte die pirouette aus, ein rauschender Beifallssturm erhob sich — Albert legte sein Opernglas bei Seite und klatschte wie rasend mit den Händen. Die Tänzerin, eine pikante Französin, verneigte sich und nahm,

graziös lächelnd, die Blumen in Empfang, die zu ihren Füßen niederfielen.

— Bertha, flüsterte Eugenie entsetzt, hast Du gesehen?

— Was?

— Mein Mann hat einen Strauß auf die Bühne geworfen.

— Mir ist es auch so vorgekommen.

— Er legt es darauf an, mich zu ärgern.

— Wenn es erst so weit gekommen ist, folgt die reuige Umkehr nach. Glaube mir, Freundin, ich kenne die Männer, und den Herrn Baron da drüben durchschaue ich bis in das Innerste seiner Seele. Jetzt entfernt er sich mit seinen Freunden — das ist so Mode, denn es kommt kein Ballet mehr vor in der Oper. Die vornehme Blasirtheit macht sich überall geltend — das sind Geringfügigkeiten, die ich übersehe.

Während das Finale der Oper gesungen ward, verließen die beiden Freundinnen die Loge. Eugenie nahm bei der Majorin, die einen eleganten Haushalt führte, das Nachtessen ein und kam halb elf Uhr in ihrem Hotel an. Von Susanne erfuhr sie, daß der Gemahl noch nicht zu Hause sei.

III.

Vor dem Westthore lag um jene Zeit ein Häuschen,

das sich vor den übrigen Wohnungen der Armuth durch Sauberkeit und freundliches Ansehen auszeichnete. Es gehörte zu einer Gruppe Gebäuden, die ausschließlich von Arbeitern bewohnt wurden. Morgens, wenn der Tag dämmerte, zogen die Bewohner zur Stadt, um zu arbeiten und Abends, wenn sich die Sonne neigte, kehrten die Müden heim, um zu ruhen.

Das Häuschen nun, dasselbe, das Julius Walther der Baronin bezeichnete, lag dicht an der Straße, die zu dem fünf Minuten entfernten Thore führte. Wir betreten das kleine freundliche Stübchen, das sich links im Erdgeschosse befindet. Ein Stockwerk giebt es nicht. Durch die beiden Fenster, die mit weißen Gardinen geschmückt sind, schimmert das Abendroth des verlöschenden Frühlingstages. Es ist noch so hell, daß man die einfachen Möbel und die überall herrschende Sauberkeit erkennen kann.

Neben dem Ofen sitzt in einem großen Lehnstuhle ein bejahrter Mann. Sein hagerer Körper ist in einen grauen Schlafrock gehüllt und auf dem greisen Haupte trägt er ein schwarzes Käppchen. Mit starren Blicken sieht er nach dem Fenster, an welchem dasselbe junge Mädchen arbeitet, das wir in dem Hotel des Barons von Heßmann gesehen haben. Der Alte im Lehnstuhle ist der halberblindete Schulmeister Ender. Seit sechs Jahren untauglich zum Dienste, bezieht er eine Pension von jährlich sechsunddreißig Tha-

lern. Ender war Kantor und Lehrer in einem kleinen Gebirgsdorfe gewesen. Wegen des unheilbaren Augenübels hatte man ihn pensioniren müssen. Die Pension war zu gering, um auch nur die nothwendigsten Ausgaben zu decken. Therese, die Tochter, war eine so geschickte Stickerin, daß sie, um von ihrer Kunst größern Vortheil zu ziehen, den Vater bewogen hatte, nach der Stadt überzusiedeln. Den Blinden fesselte Nichts an das traurige Dorf, als der Grabhügel seiner frühverstorbenen Gattin. Er gab den Bitten Therese's nach, die sich von ihrer Kunst goldene Berge versprach, und ließ sich nach der Residenz führen. Für das Häuschen, das einem reichen Rentier gehörte, zahlte er gerade so viel Miethe, als seine Pension betrug. Therese mußte demnach so viel verdienen, als zum Lebensunterhalte nöthig war. Bei der eingetretenen Theuerung aller Lebensmittel mußte sich das arme Kind weidlich abmühen. Sie darbte oft, um den Vater pflegen zu können. So gern sie sich auch putzte — sie begnügte sich mit den dürftigen Kleidern und zerschnitt einen Anzug der seligen Mutter nach dem andern, um die Ausgabe für neue Stoffe zu vermeiden. Ihre kunstvolle Arbeit, die jeden Beschauer entzückte, wurde von den Modehändlern so schlecht bezahlt, daß sie oft darüber weinte. Der blinde Vater sah ihre Thränen nicht.

Mit dem Schwinden des letzten Abendroths legte sie

die Arbeit bei Seite. Traurig sah sie durch's offene Fenster in die Dämmerung hinaus. Die Luft war mild, den Blumen vor dem Fenster entströmte ein lieblicher Duft und in den Bäumen sangen einzelne Vögel ihr Abendlied.

— Wie spät ist es, Therese? fragte der Blinde.

Therese sah nach der alten Schwarzwälderin, die den Vater so oft daran erinnert hatte, daß es Zeit sei, die Schulstunden zu beginnen.

— Es ist bald sieben Uhr, lieber Vater.

— Demnach wäre wieder ein Tag dahin.

— Leider! seufzte die Tochter.

— Mein Gott, könnte ich doch arbeiten! rief der Alte traurig. Auf Dir, Du armes Kind, lastet die ganze Schwere unserer Wirthschaft.

— Laß Dich das nicht kümmern, Vater, ich arbeite gern. Wenn uns die Noth mit der Wohnung nur nicht träfe. Ich habe mich in der ganzen Stadt umgesehen — die Hausbesitzer fordern so viel, daß ich gar nicht bieten kann. Und wie sind die theuern Wohnungen beschaffen! Man fürchtet sich, sie zu betreten. Auch bei dem Notar bin ich heute gewesen, der diese Häuser verwaltet. Ich habe ihm fünf Thaler mehr geboten; aber er wollte nicht darauf eingehen. Fünfzig Thaler sei von nun an der Preis, sagte er kurz, fast grob; wer die Summe nicht zahlen könne, müsse ausziehen.

— Nein, nein, rief der Blinde, das ist zu viel! Ich bliebe gern in diesem ruhigen, gesunden Hause, aber ehe ich Dir eine noch größere Last aufbürde, will ich lieber eine elende Dachstube beziehen.

Therese entgegnete mit einem Seufzer:

— Wenn nur Dachstuben zu bekommen wären! Die Wohnungsnoth ist so allgemein, daß die Leute um jeden Preis behalten, was sie haben.

— Fünfzig Thaler für Dach und Fach können wir nicht zahlen! Höre, mein Kind, Du wirst doch wohl zu dem Baron gehen müssen. Diese Häuser gehören seinem Schwiegervater; wenn er mit dem harten Notar spricht, wird man uns nicht drängen. Erinnere ihn daran, daß Dein Vater, der jetzt erblindet, ihm den ersten Unterricht ertheilt, und daß der verstorbene Herr von Heßmann uns stets gewogen gewesen. Albert war stets ein wilder Knabe, ich habe meine liebe Noth mit ihm gehabt; aber er ist von Herzen gut und wird sich seines alten Lehrers annehmen. Auch er hat den Ernst des Lebens kennen gelernt. Als sein Vater starb, nahmen die Gläubiger das Gut und Albert ward so arm, daß er Soldat werden mußte, um ein Unterkommen zu finden. Später hat er die reiche Erbin geheirathet und den Militärdienst verlassen. Schildere ihm unsere Noth, und ich zweifele nicht daran, daß er mit dem Notar Rücksprache nimmt. Und im Grunde genommen erbitten wir ja auch

kein Almosen von ihm; wir fordern ja nur Billigkeit. Gehe morgen zu ihm, ehe der Notar anderweit über diese Wohnung verfügt.

Therese gestand nun, daß sie bereits den Baron vergebens aufgesucht habe; sie beschrieb die Pracht des Hotels und die Angst, die sich ihrer bei dem Betreten desselben bemächtigt.

— Es giebt kein anderes Mittel, der Ungewißheit über unsere Lage ein Ende zu machen, fügte sie hinzu; darum werde ich den schweren Gang ausführen. So lange es nur irgend möglich ist, will ich Dir diese gesunde Wohnung erhalten.

— Mein gutes Kind! rief schmerzlich der blinde Schulmeister. Fast möchte ich dem Schicksale grollen, daß es Dir ein so trauriges Loos bereitet hat. Die angestrengte Arbeit reibt Deine Kräfte auf, Du opferst die schönste Zeit der Jugend einem Krüppel, der so unnütz auf der Welt ist, wie das fünfte Rad am Wagen . . .

— Sprich doch nicht solche Dinge, mein lieber Vater! unterbrach ihn Therese im Tone sanften Vorwurfs. Ich befinde mich wohl, arbeite gern und freue mich, wenn es Dir an Nichts fehlt. Die Noth, die uns jetzt drückt, wird ja wohl vorübergehen.

Der Alte rückte unwillig sein schwarzes Käppchen.

— Sieh', Therese, fuhr er auf, wenn ich so in meiner

ewigen Dämmerung sitze, dann steigen mancherlei Gedanken in mir auf, Gedanken, die ich nicht verbannen kann. Du stehst als eine bleiche Jungfrau vor meinem innern Auge, abgehärmt und abgemattet; Deinen Versicherungen kann ich nicht glauben, denn Du bist ein so gutes Kind, daß Du mir nicht nur den Zustand Deiner Gesundheit, sondern auch den unserer Verhältnisse zu verbergen suchst. Und wohin führt Dein Mühen, Sorgen und Plagen? Oft bitte ich Gott im Stillen, daß er mein elendes Leben abkürzen möge.

— Um des Himmelswillen, Vater, Du bist grausam! rief Therese, die rasch aufstand und sich auf einer Fußbank vor dem Greise niederließ. Vater, fuhr sie fort, indem sie seine magern Hände ergriff, muß ich Dir sagen, daß Du eine frevelhafte Bitte an Gott gerichtet hast? Er, der über uns Alle wacht, wird schon wissen, was uns frommt. Du selbst hast es ja so oft gesagt, in der Schule, in der Kirche — und nun bist Du auf einmal so kleinmüthig!

— Es ist wahr! Es ist wahr! rief der Blinde. Aber damals hatte ich mein Augenlicht noch, damals war ich zufrieden — meine Frau lebte, mein Otto lebte — der Glückliche hat gut trösten!

— Bin ich Dir denn Nichts, mein Vater? fragte das gute Kind schmeichelnd.

— Du bist mir Alles, mein Trost, mein Augenlicht!

Therese, herrliches, gutes Kind, Deinetwegen mache ich mir ja diese bittern Sorgen! Wenn Du Dir nur eine Zukunft schaffen könntest! Ich halte Dich von so Manchem ab . . .

— Beruhige Dich nur, flüsterte sie zurück. Ich will Dir ein Geheimniß mittheilen. Es sieht wohl so schlimm nicht aus mit meiner Zukunft. Der Secretair des Notars, Julius Walther — Du kennst ihn, er kassirt den Miethzins ein — hat mich gern.

— Habe ich mir es doch gedacht! rief der überraschte Alte.

— Er ist ein gebildeter, guter Mensch. Julius besitzt Kenntnisse, er war schon daran, Student zu werden — aber seine Mutter starb, und es fehlten ihm die Mittel, die Universität zu besuchen. Jetzt arbeitet und spart er, dann studiert er Medicin, und wenn er fertig ist, werde ich Frau Doctorin. Diesen Plan hat er mir gestern mitgetheilt.

— Therese, ich will annehmen, daß der junge Mann sein Ziel erreicht; aber wird Dir der Student auch Wort halten? Ich kenne die Studenten, sie sind leichte Fliegen, die arme Mädchen bethören. Ist er Doctor, kommt er in bessere Verhältnisse, dann denkt er an die Stickerin nicht mehr, dann will er ein Mädchen aus reicher Familie heirathen.

— Nein, Vater, Du kennst Julius nicht; er hat es mir mit einem heiligen Eide zugeschworen, daß er keiner Andern seine Hand reicht.

— Und Du? fragte der Blinde, indem er seine Hand auf das Haupt der Tochter legte.

— Ich habe ihm noch keinen Schwur geleistet — ich wollte erst Deine Erlaubniß dazu haben.

— Und die Erlaubniß soll ich Dir jetzt wohl ertheilen?

Therese drückte ihr glühendes Gesicht auf die Hände des Vaters und flüsterte:

— Ja!

— Mädchen, Du weinst ja! rief gerührt der alte Schulmeister. Hollah, das zärtliche Verhältniß muß schon sehr weit gediehen, sehr ernst sein. Therese, ich will Dir keine Vorwürfe machen; aber ehe ich Dir erlaube, ein Versprechen abzugeben, werde ich mit Julius sprechen. Es handelt sich um Deine Zukunft, um Dein Lebensglück!

Therese bat den Vater, er möge Julius die bedrängten Verhältnisse geheim halten und ihm den Gang zu dem Baron verschweigen. Auf die Frage „warum?" antwortete sie: weil ich nicht will, daß er mir seine Hülfe anbietet; müssen wir diese Wohnung verlassen, so ist es immer noch Zeit, davon zu sprechen. Ich weiß, er hat eine kleine Summe in die Sparkasse gebracht; erführe er unsere Noth, er würde

sie sofort zurückholen. Das darf nicht geschehen, denn er muß studieren.

— Ich freue mich, Therese, daß Du mir diesen Grund angiebst, denn er zeugt von dem guten Herzen des jungen Mannes.

— Julius ginge für mich durch das Feuer! rief Therese mit Ueberzeugung. Und darum traue ich ihm, darum glaube ich seinen Versprechungen, und wenn Du es mir erlaubst . . .

— Was? fragte der Alte, als die Tochter stockte.

— Nein, Vater, die Angelegenheit mag noch einige Tage auf sich beruhen. Beobachte Julius, aber forsche ihn nicht aus. Du kennst nun meine Stellung zu ihm und das ist vorläufig genug. Ach, es hat mir lange auf dem Herzen gelegen; mir war seltsam zu Muthe, wenn ich die Geheimnißkrämerin vor Dir spielen mußte. Aber um Dich über unsere Zukunft zu beruhigen, habe ich Dir nun Alles entdeckt. Wenn wir uns noch drei Jahre mit Ehren durchschlagen, dann hat es keine Noth mehr. Vater!

— Nun?

— Ich will den Tisch decken. Julius muß bald kommen. —

— Und dann soll er wohl unser Gast sein?

— Ja.

— Ich habe Nichts dagegen; aber Therese . . .

— Gut, lieber Vater; ich weiß schon, was Du sagen willst.

Sie drückte dem Greise rasch einen Kuß auf den Mund und eilte dann in die Küche, wo sie das Feuer anzündete, um ein Nachtessen zu bereiten. Die Schwarzwäldern schlug sieben Uhr.

— Wie hoffnungsfroh meine Therese ist! murmelte der Blinde vor sich hin. Ich erinnere mich noch der Zeit, in der ich um meine Anna freiete — es war eine schöne Zeit! Wir waren beide arm; aber glücklich, sehr glücklich. Die erste Liebe ist doch ein wunderliches Ding — es kommt nicht zweimal vor im Leben, daß man sich so glücklich fühlt. Da giebt es weder Hindernisse, noch Noth und Sorgen, die ganze Erde ist ein Freudenthal, über dem sich ein ewiger Frühlingshimmel wölbt. Noch sehe ich meine hübsche Anna, als ich ihr die Nachricht brachte, daß ich eine Anstellung bekommen habe — sie konnte vor Freude nicht antworten, stumm sank sie an meine Brust und weinte. Gebe Gott, daß Therese einen solchen Augenblick erlebt, denn sie hat es um mich verdient, um den blinden Vater, für den sie arbeitet. Freilich liegt die Aussicht, die sich ihr bietet, im weiten Felde; aber es ist doch eine Aussicht, und die wahre Liebe wartet ja gern. Nun, ich werde den Burschen sondiren!

Der Schulmeister tappte zu einem alten Klavier, öff-

nete es und begann zu phantasiren. Nach und nach ging er in den Choral über „Befiehl Du Deine Wege.“ Das Herz wurde ihm weit — mit zitternder Stimme sang er die Worte dazu. Das war ein wunderbares, rührendes Concert! Dem greisen Sänger rannen die Thränen aus den erblindeten Augen; er erinnerte sich der Zeit, als er seiner kleinen Gemeinde diesen Choral intonirte, derselben Gemeinde, der auch seine Frau angehörte. Ihm war, als ob er vor der Orgel der Dorfkirche säße; er hörte den Gesang der Landleute, die zarte Stimme seiner Anna. Der arme Mann verträumte eine selige halbe Stunde.

Therese hörte den Choral in der Küche. Bewegt faltete sie die Hände und flüsterte die Worte des herrlichen Gedichts leise vor sich hin. So hielten die beiden Bewohner des einsamen Häuschens ihre Andacht. Da legte sich plötzlich eine Hand auf das Haupt der Jungfrau.

— Guten Abend! rief leise eine Stimme.

— Julius!

— Therese!

Der Schreiber sah entzückt in das von der Flamme des Herdfeuers beleuchtete Antlitz seiner Geliebten. Wie glänzte ihr großes blaues Auge, wie weiß war die schöne Stirn, wie frisch war der kleine Mund mit den schneeweißen Perlenzähnen!

Hand in Hand standen sie einander gegenüber. In dem

Stübchen, dessen Thür nur angelehnt war, sang der blinde Vater zu den Tönen des alten Klaviers den Choral fort. Die Liebenden lauschten, indem sie sich unverwandt ansahen. Ihre Züge verklärten sich — war es doch, als ob das fromme Lied ihre Liebe weihete, als ob der Vater zu Treue, Ausdauer, Vertrauen und Muth aufforderte — Therese ward so bewegt, daß sie ihr schönes Haupt an die Brust des jungen Mannes legte. Er umschlang sie sanft und drückte einen Kuß auf ihr volles Haar. Die Herzen schlugen sich entgegen in Glück und Liebe! O, auch die Armen haben ihren Himmel! Nicht nur in den goldenen Sälen der Reichen wiegt sich die Jugend in süßen Träumen von der Zukunft, nicht nur unter Seidenkleidern schlägt das Herz in den Schauern der Liebe — auch unter dem Dache der Armuth spendet die Liebe Glück und unter dem schlichten Kleide von Wolle regen sich süße Gefühle. Die Hoffnung belebt Alle.

— Hast Du mit dem Vater gesprochen, Therese? fragte der junge Mann.

Sie nickte, unter Thränen lächelnd, mit dem Kopfe.

— Du kannst kommen! fügte sie leise hinzu.

— Dein Vater weiß nun Alles?

— Ja.

— Therese, wir müssen uns in der nächsten Zeit recht oft sehen.

— Warum denn?

— Weil ich nun bald abreise.

— Wohin denn? fragte sie erschreckt.

— Zur Universität. Je länger ich hier bleibe, je weiter wird das Ziel unserer Wünsche hinausgerückt. Ich werde kaum diesen Sommer noch hier bleiben. Dann komme ich in den Ferien als Student zu Dir. Und nach drei Jahren, wenn ich mein Examen gemache habe . . .

— Das ist eine lange Zeit. In drei Jahren, mein lieber Freund, läuft viel Wasser bergab.

— Schon wieder diese Zweifel! rief Julius schmerzlich. Hast Du denn kein Vertrauen zu mir?

— Das beste, vollste Vertrauen. Aber die Zeit ändert die Verhältnisse, und die Verhältnisse ändern den Menschen. Was man heute für gut und recht hält . . .

— Therese, ich habe Dir einen feierlichen Eid geleistet. Du aber weigerst Dich . . .

— Auf Dein Mädchen kannst Du Dich verlassen, Julius. Nun gehe in die Stube, ich werde das Abendessen bereiten — Du bist heute unser Gast!

Er ging. Vater Ender, der ihn an der Stimme erkannte, empfing ihn freundlich. Nach einer Viertelstunde standen Eier und Salat auf dem Tische. Nachdem der Blinde, sein Käppchen in den Händen, ein kurzes Gebet gesprochen, ließ man sich fröhlich nieder. Die Tochter bediente den Vater,

ehe sie an sich dachte. Wie manchen Blick, wie manchen zärtlichen Händedruck wechselten die Liebenden, ohne daß es der Vater bemerkte. Die einfachen Speisen, von den Händen Therese's bereitet, genoß Julius wie ein Göttermahl. Wie heimisch fühlte sich der verwaiste Jüngling in dem Kreise dieser guten Menschen. Mit einem Wonneschauer dachte er daran, daß die reizende Therese einst seine Hausfrau werden würde. Und auch Therese malte sich ihre Bilder für die Zukunft, sie sah im Geiste die köstlichsten Familienscenen. Die Begüterten, die ein Vorrecht auf die Freuden der Jugend und auf das Glück der Hoffnung zu haben wähnen, auf diesen einzigen und wahren Reichthum des Menschen, sind im Grunde genommen trotz ihres Goldes dennoch die wahren Armen. Ihre Träume reichen nicht weit, da die Mittel zur Verwirklichung nahe liegen; aber den Träumen derer, die Nichts besitzen, eröffnet sich ein weites, unabsehbares Feld. Der Arme sieht lüstern nach dem reizenden Garten mit goldenen Früchten — für den übersättigten Reichen giebt es keinen Reiz mehr.

Julius sprach unaufgefordert von seinen Plänen für die Zukunft und wenn er so sicher an die Verwirklichung derselben glaubte wie an das Evangelium, so muß man es der lebhaften Phantasie des liebenden Abiturienten zugute halten. Der Schulmeister war zufrieden, denn er bemerkte mit Erstaunen, daß Julius einen Schatz von Kennt-

nissen besaß, der gute Zinsen tragen mußte. Sein Wahlspruch war stets gewesen: ein ordentlicher Mensch, der das Seinige gelernt hat, geht nicht unter.

Als Julius sich entfernte, nahm er die volle Gunst des blinden Alten mit sich. Therese begleitete ihn bis zur Thür.

— Sehe ich Dich morgen Abend wieder? fragte sie zärtlich.

— Ach, könnte ich den ganzen Tag bei Dir sein!

— So erwarte ich Dich zu Tische.

— Unter einer Bedingung.

— Nun?

— Wenn Du mir erlaubst, daß ich zu der Menage beitrage.

— Du willst mich kränken, Julius! flüsterte sie verwirrt.

— Nein, wahrhaftig nein! antwortete er treuherzig. Wir tragen die Freuden, wir tragen die Last des Lebens zusammen.

— Behalte Dein Geld, mein lieber Freund. Wenn Du auf der Universität bist, kann Deine Therese nicht für Dich kochen. Ich kann Nichts, gar Nichts für Dich thun, während Du für mich studirst. Darum geize mit den Mitteln, die Du Dir erspart hast, und schaffe Dir geistige Nahrung dafür.

— Du hast Recht!

Er wollte des Geschenkes der Baronin erwähnen; aber

ein eigenes Gefühl hielt ihn davon ab. Das Geheimniß der vornehmen Dame durfte er nicht preisgeben, darum mußte er entweder schweigen oder einen passenden Vorwand ersinnen. Und doch hätte er so gern der Geliebten gesagt, daß er im Besitze von zwanzig Goldstücken sei, die ihr beiderseitiges Glück begründeten.

Sie trennten sich, nachdem sie sich minutenlang schweigend und zärtlich angesehen hatten.

— Er wird sein Wort halten! dachte Therese, während sie die Thür verschloß.

— Diese oder keine! murmelte Julius vor sich hin, der rasch der Stadt zu ging. Therese trägt nur ein armseliges Kleid, aber sie ist schön und tugendhaft wie ein Engel. Ich beneide die reichen Leute nicht, die ohne Liebe heirathen und im Ueberflusse unglücklich sind. Die arme Baronin! Kann sie sich die Ruhe des Herzens und das Glück der Ehe mit ihrem Golde erkaufen? Sie seufzt und weint in ihren prachtvollen Zimmern — meine Therese arbeitet im schlichten Stübchen und — ist glücklich. Ich werde ihr Glück nicht stören, sondern zu vergrößern suchen.

IV.

Am nächsten Morgen früh trat Therese den Weg zu dem Hotel des Barons von Heßmann an, nachdem eine Nachbarin es übernommen hatte, dem blinden Vater Ge-

sellschaft zu leisten. Diesmal konnte Franz sie nicht abweisen, er versicherte sogar, daß der gnädige Herr, dem er von dem Besuch erzählt, sie erwarte. Der Baron wohnte in den Zimmern des Erdgeschosses, die Baronin in denen des ersten Stockes. Man hatte diese Einrichtung getroffen, um den Prinzipien der modernen Ehe zu huldigen. Es sollte die Gattin dieselben Freiheiten genießen, die der Gatte für sich in Anspruch nahm. Wollte man sich sehen, so stattete man sich gegenseitig Besuche ab.

Der Kammerdiener führte die Stickerin in ein Vorzimmer. Therese war erstaunt über die prachtvolle Einrichtung; sie sagte sich seufzend, daß ein ganz kleiner Theil davon genüge, um den Vater, Julius und sie glücklich zu machen. Und dieser reiche Herr, der Besitzer des Häuschens, wollte durch seinen Notar zwölf Thaler mehr haben für die armselige Wohnung, die dem Blinden am Herzen lag. Wie beneidete sie das Ehepaar, das in diesen Räumen leben konnte! Mit welchen Gefühlen betrachtete sie die Möbel, die Malerei, die kostbaren Tapeten und die schweren Vorhänge, während der Kammerdiener sie anmeldete. Hätte sie gewußt, wie arm an wahrem Glücke die an irdischen Gütern so reichen Leute waren! Hätte sie gewußt, daß Eugenie in diesem Augenblicke einen Brief an den Vater schrieb, in welchem sie den Gatten als ein Ungeheuer und sich selbst als die unglücklichste Frau schilderte — hätte sie

gewußt, daß der Baron vor Aerger, Groll und Sorgen nicht schlafen konnte!

Franz kam zurück.

— Mein gnädiger Herr will Sie empfangen, sagte er freundlich.

Therese zog ihr dünnes Mäntelchen fester um die runden Schultern und trat in das Kabinet, dessen Thür der Diener geöffnet hatte.

Der Baron glich einem Türken; er trug eine rote Mütze, einen kaftanähnlichen Schlafrock und rothe Saffianstiefel mit langen Schnäbeln. Die Rauchwolken, die er aus seiner langen Türkenpfeife blies, verbreiteten einen angenehmen Geruch. Er lag nachlässig auf dem Divan, vor dem ein mit Journalen bedeckter Tisch stand. Zwischen den Blättern glänzte eine große vergoldete Kaffeetasse.

Albert von Heßmann war ein wirklich schöner Mann von ungefähr dreißig Jahren. Sein blühendes Gesicht mit dem sorgfältig gepflegten schwarzen Barte und den großen dunkeln Augen war sehr ernst. Fragend sah er das arme Mädchen an, das verwirrt neben der Thür stand. Ihr fehlte der Muth, den Mann mit den strengen Mienen zu bitten; sie wäre lieber wieder umgekehrt

Der Baron war erstaunt über Therese's reizendes Gesichtchen, das in diesem Augenblicke von der tiefen Purpurröthe der Verwirrung übergossen war. Ihre schlanke, edele

Gestalt zeichnete sich unter den ärmlichen Kleidern deutlich ab. Der kleine Fuß, niedlich wie der eines Kindes, war mit blanken Schuhen und schneeweißen Strümpfen bekleidet.

— Was führt Sie zu mir, mein liebes Kind? fragte der Baron in einem gutmüthigen Tone, der mit seinem ernsten Gesichte im Widerspruche stand.

Therese hatte noch nie mit einem vornehmen Manne gesprochen; die freundliche Anrede vermochte nicht sogleich ihre Verwirrung zu verscheuchen. Um sich zu ermuthigen, gedachte sie des blinden Vaters, der in wenig Wochen die ihm lieb gewordene Wohnung verlassen sollte; sie gedachte des Umstandes, daß es schwer hielt, eine andere zu finden. Mit bebender, leiser Stimme trug sie ihre Bitte vor. Sie schilderte in wenigen Worten ihre Verhältnisse und ihre Noth.

Albert war erstaunt. Da er sich um die Verwaltung seiner Grundstücke nicht kümmerte, wußte er kaum, wo die Häuser lagen. Er versprach, den Notar auf die Noth der Familie aufmerksam zu machen.

— Eine Frage! rief er aus, als Therese sich entfernen wollte. Warum haben Sie meinem Diener Ihren Namen nicht sagen wollen? Darf auch ich ihn nicht wissen?

— O ja! rief Therese rasch, welche die Hauptsache vergessen hatte.

— Was ist denn Ihr Vater?

— Sie kennen ihn, gnädiger Herr; Sie kennen ihn schon lange.

— Nun? fragte neugierig der Baron.

— Mein Vater ist Ihr erster Lehrer gewesen.

— Der Schulmeister Ender?

— Ja, gnädiger Herr. Die Gemeinde hat ihn mit sechsunddreißig Thalern pensionirt, und diese Pension reicht gerade hin, um die Wohnung zu bezahlen.

— Demnach ist Otto Ender Ihr Bruder?

— Ja. Der arme Otto ist lange todt.

— Mein lieber Spielkamerad! rief Albert, in dem die Jugenderinnerungen erwachten. Er ist todt? Und Ihr guter Vater ist erblindet? Mademoiselle Ender, Sie erinnern mich an die glücklichste Zeit meines Lebens — wie oft sind jene lieben Personen an meinem Geiste vorübergezogen, wie oft habe ich ihrer gedacht, die ich noch in dem friedlichen Dörfchen ruhig wohnen wähnte. Und nun erfahre ich, daß sie das Schicksal von der heimischen Scholle vertrieben hat. Sie haben unrecht, sehr unrecht gehandelt, daß Sie mir nicht schon früher Nachricht gegeben. Mein Gott, demnach ist mir die Pension, die mein alter Lehrer von der Gemeinde bezieht, wieder zugeflossen! Ich halte das für eine Sünde, und an dieser Sünde tragen Sie die Schuld. Aber nun werde ich mich beeilen, Alles wieder gut zu machen. Sagen Sie Ihrem Vater, daß er sich nicht küm-

mern sollte, daß ihm die Wohnung verbleiben werde, wenn er eine bessere von mir nicht annehmen wolle, und daß der Notar von mir bestimmte Weisung erhalten werde. Das Alles erfahre ich erst heute! Wäre doch der Notar früher auf den Gedanken gekommen, den Zins zu erhöhen, mir wäre dann früher das Glück geworden, mich helfend meinem alten Lehrer zu nahen. Sagen Sie ihm, daß ich recht böse bin!

Die vor Freude weinende Therese mußte sich setzen und über ihre Verhältnisse berichten; sie verfuhr dabei so taktvoll, daß sie durchaus nicht als eine um Almosen Bittende erschien. Der Baron sprach mit Liebe von seiner Jugendzeit, bedauerte den früh geschiedenen Freund und versicherte mehr als einmal, daß er den Lebensabend seines alten Lehrers erheitern wolle.

Therese schied, Thränen der Freude und des Dankes weinend. Als sie dem Vater das Ergebniß ihres Besuches erzählte, rief der Alte aus:

— Albert von Heßmann hat stets ein gutes Gemüth gehabt; ich wußte es wohl, daß er sich meiner annehmen würde. Möge Gott ihm lohnen!

Gegen Mittag stattete der Baron dem Notar einen Besuch ab. Wir werden bald die doppelte Wirkung dieses Besuches kennen lernen.

Am Abend des folgenden Tages hatten Franz und

Susanne eine Unterredung in einem der Vorzimmer. Eugenie war mit Bertha ausgefahren, der Baron war allein ausgeritten.

— Die Baronin hat den jungen Mann empfangen, flüsterte bedeutungsvoll lächelnd die Zofe. Ich wollte das Gespräch belauschen; leider hatte ich den Schlüssel zu der Thür des Kabinets in dem Zimmer meiner Herrin liegen lassen. Es war nicht möglich, ein Wort zu erhaschen. Die Ehe unserer Herrschaft nimmt eine eigene Färbung an. Wie steht es mit Ihrem jungen Mädchen?

— Es hat den Baron gesprochen.

— Wann?

— Gestern Morgen.

— Ist's möglich?

— Die Unterredung muß sehr zärtlich gewesen sein, denn das arme Kind lächelte und weinte, als es fortging.

— In einer erregten Stimmung entfernte sich auch der junge Mann, nachdem er lange bei der Baronin gewesen. Er stürzte die Treppe hinab, daß ich meinte, er würde den Hals brechen.

Die beiden Domestiken sahen sich fragend an.

— Es geht etwas Wichtiges vor, meinte der Kammerdiener.

— Mir scheint, entgegnete die Zofe, die beiden Gatten passen nicht zu einander. Die Frau wohnt oben, der Mann

wohnt unten. Sie amüsirt sich mit der Majorin, die thun und lassen kann, was sie will — er schwelgt mit seinen frühern Kameraden bis tief in die Nacht. Und nun die seltsamen Besuche!

— Eine moderne Ehe! rief Franz.

— Ich kenne solche Ehen, sie dauern nicht lange.

— Es löst sich Alles in Wohlgefallen auf.

— Nein, die Ehe löst sich auf, sagte Susanne.

— Wohl möglich. Und dann tragen Beide die Schuld.

— Was wird aus Ihnen, mein Bester? Der Baron hat kein Vermögen — er muß wieder Soldat werden, und ein armer Officier kann sich keinen Kammerdiener halten.

— Ach, ich habe auch schon darüber nachgedacht! seufzte Franz.

— Und was ist das Resultat dieses Nachdenkens?

— Ich verheirathe mich.

Susanne erröthete.

— Haben Sie denn eine Braut? fragte sie schüchtern.

— Vielleicht.

— Ach, Sie wissen es nicht genau — das ist bei den schlechten Aussichten bedenklich.

— Susanne, wenn ich nun bei Ihnen anklopfe . . .

Sie that, als ob sie erschreckte.

— Bei mir?

— Sie müssen es längst gemerkt haben, daß Sie mir nicht gleichgültig sind.

— Ich habe Nichts gemerkt!

— So muß ich es Ihnen sagen. Ich würde den langweiligen Dienst längst aufgegeben haben, wenn Sie mich nicht an dieses Hotel gefesselt hätten.

— Das ist ja eine vollständige Liebeserklärung! rief Susanne, die vor Entzücken glühete.

— Entscheiden Sie, Mademoiselle! Sie kennen mich seit einem Jahre . . .

— Und habe gefunden, daß Sie ein ganz charmanter Mann sind. Hier ist meine Hand — ich will es einmal mit Ihnen versuchen. Wenn sich der Baron von seiner Frau scheiden läßt, verheirathen wir uns.

Franz drückte die Hände der Zofe an seine Lippen.

— Ich halte Sie beim Worte, liebe Susanne.

— Aber ich stelle eine Bedingung, mein Bester.

— Ich erfülle jede, um Ihr Mann zu werden.

— Rechnen Sie nicht auf eine moderne Ehe; Eines richtet sich nach dem Andern. Wir bewohnen ein Zimmer, essen an einem Tische und gehen zusammen den Vergnügungen nach, wenn die Arbeit gethan ist.

— Das verspreche ich Ihnen! sagte Franz treuherzig. Ach, ich sehne mich recht nach einer theilnehmenden Seele.

— Und eine solche haben Sie an mir gefunden —

denn, mein lieber Franz, ich will es nur gestehen, Sie haben mir stets gefallen ... Ich bin kein unbesonnenes Mädchen mehr, ich überlege jeden Schritt, den ich ausführe. Der Dienst, so leicht er auch ist, wird mir zur Last — ich sehne mich nach Freiheit und Selbstständigkeit, nach einem eigenen Heerde, nach einer Familie. Im Juni werden es zehn Jahre, daß ich meine Herrin bediene — meine schönste Zeit ist in der Abhängigkeit verflossen. Nun hören Sie meinen Plan an: Sie sind ein gewandter Mann, und ich kann mich rühmen, im Umgange mit vornehmen Leuten nicht ungeschickt zu sein — meine Sparkasse enthält bereits dreitausend Thaler —

— Ihre Sparkasse? rief Franz erstaunt.

— Das ist noch nicht Alles. Der Vater der Baronin hat mich gewissermaßen auf zehn Jahre gekauft — der gute Mann pflegt Alles zu kaufen. Nach Ablauf dieser Frist erhalte ich, laut Contract, die Summe von tausend Thalern als Ausstattung. Ich denke mit viertausend Thalern können wir ein Officier-Kaffeehaus errichten.

Franz hatte nicht Zeit zu erstaunen und diese herrliche Idee zu preisen — die Glocke des Portiers hallte laut durch die Hausflur.

— Das gilt mir! rief er. Susanne, göttliches Wesen, wir werden glücklicher sein, als unsere Herrschaft. Ich wollte, die Baronin ließe sich morgen scheiden.

Er drückte den ersten Kuß auf die welken Lippen der bejahrten Jungfrau. Dann entschlüpfte er aus dem Zimmer. Die Zofe sah ihm entzückt nach.

— Franz ist ein hübscher Mann, flüsterte sie vor sich hin, das muß ihm der Neid lassen. Dieser, so hoffe ich, soll mir nicht entgehen. Wenn ich jetzt nicht unter die Haube komme, werde ich wohl ewig Jungfrau bleiben Und dazu habe ich keine Lust.

V.

Wir folgen dem Kammerdiener.

— Was giebt's? fragte er den Portier.

Der Alte steckte den Kopf aus dem Fenster seines Stübchens.

— Der Herr Baron ist angekommen.

— Schon?

— Er fragte nach Ihnen. Eilen Sie, er sah sehr mißmuthig aus.

— Ist er allein?

— Ganz allein.

Franz eilte in das Zimmer seines Herrn. Der Baron ging erregt auf und ab; er bemerkte kaum den Eintritt des Kammerdieners, der seine Anwesenheit durch ein Räuspern andeutete.

— Du, Franz! rief er. Gut, ich habe mit Dir zu

sprechen. Du stehst zwar erst seit einem Jahre in meinem Dienste; aber ich habe Dich als einen treuen, verschwiegenen Menschen kennen gelernt.

— Es war stets mein Bestreben, gnädiger Herr.

— Verdiene das Vertrauen, das ich in Dich setze.

— Herr Baron, Sie können auf mich zählen.

— Gut, höre mich an. Es wird Dir nicht entgangen sein, daß in meinem Hause nicht Alles ist, wie es sein soll.

— Leider, gnädiger Herr!

— Was hast Du bemerkt? fragte Albert, indem er stehen blieb und seinen Kammerdiener forschend ansah. Sage mir die Wahrheit, und wenn sie meine Frau compromittirt! fügte er in einer Aufwallung von Zorn hinzu. Ich will, ich muß Alles wissen!

— Sie befehlen es, gnädiger Herr?

— Ich befehle es Dir!

— Die gnädige Frau ist einigemal Abends spät heimgekehrt.

— Das ist Nichts. Hat sie Besuch empfangen?

— Ja, gnädiger Herr.

— Wen?

— Die Frau Majorin von Oberau.

— Mehr noch, mehr noch! Franz, Du weißt mehr! Sprich es aus, es mag sein, was es will.

Franz stellte sich, als ob er Anstand nähme, das

Schreckliche auszusprechen; er überlegte dabei den Vortheil, der ihm daraus erwuchs, daß es zwischen den beiden Gatten zum völligen Bruch käme. Außerdem verpflichtete auch seine Offenheit den Baron zum Danke. Mit jener Schlauheit, die den Domestiken reicher Leute eigen ist, antwortete er in einem schmerzlichen Tone:

— Herr Baron, die gnädige Frau hat allerdings noch einen Besuch empfangen, der mir aufgefallen ist. Ein schöner junger Mann schlich die Treppe hinauf — ich glaube, es war ein Student.

— Ein Student? Weiter.

— Oben empfing ihn Susanne — ich habe es von der Hausflur aus gesehen. Ich irre nicht, wenn ich behaupte, daß die Sache abgemacht war, denn das Kammermädchen führte den Fremden über den Corridor.

— Sollte Susanne den Besuch erwartet haben?

— Nein. Fünf Minuten später kam sie die Treppe herab und unterhielt sich mit mir. Aus Delicatesse fragte ich nicht, wer der Fremde sei und wohin er gegangen. Mein Dienst rief mich fort. Nach einer Stunde sah ich denselben jungen Mann aus dem Hause gehen — er stieg in einen Fiaker, der draußen gewartet — zuvor aber sah er noch einmal nach dem Fenster hinauf . . .

— Genug! rief Albert mit bebender Stimme. Ist der Mensch ein zweites Mal hier gewesen? fragte er nach einigen

Augenblicken, in denen er durch das Fenster gestarrt hatte.

— Nein, gnädiger Herr — ich habe ihn wenigstens nicht gesehen.

— Also ist es doch wahr! murmelte der Baron vor sich hin. Nun kenne ich die geheimen Motive dieser empörenden Handlung. Sie bestätigt, daß meine Frau ein herzloses Geschöpf ist.

Er entließ den Kammerdiener.

— Ich habe die Wahrheit gesagt! dachte Franz. Warum soll ich schweigen, wenn mich mein Herr fragt? Mögen die reichen Leute sehen, wie sie fertig werden, wir Armen müssen ja auch auf unsern Vortheil bedacht sein.

Der Baron öffnete seinen Secretair, holte Papier hervor und begann zu schreiben. Während dieser Zeit kam Eugenie zurück. Sie hatte den Wagen in den Hof fahren lassen, wo sie ausstieg. Auf dem Corridor trat ihr Susanne entgegen.

— Wohin? fragte die junge Frau.

— Ich wollte Sie empfangen.

— Hilf mir Toilette machen; ich werde diesen Abend das Theater besuchen. Verwende die größte Sorgfalt auf meinen Kopfputz.

Eugenie befand sich in einer fieberhaften Aufregung; sie bemühete sich umsonst, so lange ruhig zu erscheinen,

als sie sich unter den Händen der Zofe befand, die mit gewohnter Geschicklichkeit ihren Dienst begonnen hatte. Die Baronin befand sich im Negligé; ein weißer Mousselin-Mantel hüllte ihre elegante Gestalt ein. Das üppige Haar floß aufgelöst über die Schultern herab.

— Befehlen Sie eine chinesische Frisur? fragte Susanne.

— Folge Deinem Geschmacke, antwortete Eugenie gleichgültig.

— Sie steht Ihnen am Besten, und da ich sie lange nicht gemacht habe . . .

— Die chinesische Frisur steht mir am besten?

— Seitenlöckchen in einem pikanten Gesichte sind reizend. Und, gnädige Frau, wer eine so blendende Alabasterstirn besitzt, wie Sie, begeht eine Sünde gegen den guten Geschmack, einen breiten Scheitel zu tragen.

— Susanne, Du hast Geschmack, ich weiß es — mein Vater hat Dich an mich gefesselt, damit ich den ersten Damen in der Toilette nicht nachstehe — jetzt antworte mir offen.

— Gern, Frau Baronin. Fragen Sie nur.

— Ich bin seit meiner Verheirathung um drei Jahre älter geworden. Sieht man es mir an, daß ich Kummer gehabt habe? Der Kummer soll der ärgste Feind von Jugend und Schönheit sein.

— Ohne Widerrede, versicherte Susanne. Dieser gefährliche Gast läßt immer seine Spuren zurück.

— Habe ich mich verändert?

— Nein, bei meiner Ehre! Sie sehen als Frau genau so aus, wie als Braut. Wer nicht weiß, daß Sie verheirathet sind, würde es aus Ihren Zügen nicht lesen können. Ich habe mich oft im Stillen darüber gewundert und bedauert . . .

Die Zofe schwieg, als ob sie fürchtete, zu viel zu sagen.

— Was hast Du bedauert? fragte Eugenie rasch.

— Sie haben Offenheit verlangt, nun, so will ich denn offen sein. Ich habe oft bedauert, daß der Herr Baron so wenig um seinen kostbaren Schatz besorgt ist. Anstatt Ihr Gemüth zu erheitern, bereitet er Ihnen Kummer. Sie haben es mir verbergen wollen; aber verzeihen Sie es meiner Liebe zu Ihnen —

— Du hast Recht, Du hast Recht! fuhr die junge Frau im schmerzlichen Zorne auf.

— Ihre Wangen werden bald bleichen, Ihr schönes Auge wird an Glanz verlieren —

— Lieber möchte ich nicht leben!

— Es ist meine Pflicht, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, denn Ihr Herr Vater hat mir anbefohlen, alle Mittel anzuwenden, die zur Erhaltung Ihrer Schönheit dienen.

— Der Baron ist ein Undankbarer, ein Ungeheuer! rief Eugenie unter Thränen. Verdiene ich denn seine Liebe nicht! Stehe ich etwa andern Frauen nach?

— O, im Gegentheil, es kann sich keine mit Ihnen messen.

— Und doch vernachlässigt er mich! Susanne, ich bin recht unglücklich!

— Nehmen Sie es nicht so zu Herzen, gnädige Frau. Wenn Ihr Vater diesen Sommer zum Besuche kommt, darf er seine Tochter nicht abgehärmt finden. Sie haben Ansprüche auf die schönsten Freuden des Lebens . . .

— Susanne, ich bin es mir selbst schuldig.

— Was?

— Daß ich meine Gesundheit und meine Schönheit erhalte. Ich bin jung und reich . . .

— Das habe ich Ihnen längst zu bedenken geben wollen.

— Ich lasse mich von meinem Manne scheiden.

— Frau Baronin!

— Unser trauriges Verhältniß wird täglich offenkundiger — in den adeligen Cirkeln spricht man davon — die Neidischen messen mir die Schuld bei — ich habe diesen Mittag Dinge gehört, die mich mit Entsetzen erfüllen. Du kennst mein Leben, du weißt, daß ich nichts versäume — aber ich will meiner selbst wegen geliebt sein, will nicht als Mitgabe zu meinem Vermögen gelten.

— Das ist in der Ordnung gnädige Frau. Ich begreife die Verirrung des Herrn Barons nicht, der doch sonst ein Mann von feinem Geschmacke ist.

Eugenie ward immer aufgeregter; ihr blieb kaum so viel Ruhe, die Vollendung der Toilette abzuwarten. Der erwachte Stolz, unterstützt von der Eitelkeit, kämpfte jedes andere Gefühl nieder.

— Wüßte ich nur einen Vorwand, der rechtsgültig wäre! rief sie plötzlich aus.

Susanne stellte sich, als ob sie es nicht verstände.

— Wozu? fragte sie.

— Zur Scheidung.

— Ist es Ihr fester Wille?

— Nichts wird mich davon abhalten. Ich bin es der Ehre unserer Familie schuldig! Mein Vater sagt, mit Geld ließe sich Alles machen: ich gebe tausend, zweitausend Thaler dem, der mich rasch aus meiner entsetzlichen Lage befreit. Der Baron ist schlau — er wird nicht sofort einwilligen, denn mit mir verliert er sein gemüthliches Leben.

Hier sprach nicht nur die verwöhnte Tochter des Banquiers, sondern auch die eitele Frau. Eugenie wollte glauben machen, daß der Anlaß zur Scheidung von ihr gegeben sei. Der Gedanke, der Baron habe sich ihrer entledigt, wirkte schrecklich, vernichtend auf sie. Man sieht, die junge Frau nimmt es mit der Wahrheit nicht eben genau.

Die Worte der Baronin elektrisirten die Zofe. Indem sie ein Seitenlöckchen formte, neigte sie sich an das Ohr ihrer Gebieterin und flüsterte:

— Sie bieten zweitausend Thaler?

— Ja!

— Demnach liegt Ihnen daran, Ihre Freiheit wiederzuerlangen?

— Susanne, rathe, hilf mir! Ich gehe zu Grunde, wenn dieser Zustand länger fortdauert.

— Ich kann helfen.

— So zähle auf meine unbegrenzte Dankbarkeit.

— Sagen Sie dem Gericht, daß der Herr Baron heimlich Besuche von einem reizend schönen jungen Mädchen empfängt.

— Susanne, um Gotteswillen!

— Ich glaube, man wird Ihnen die Scheidung nicht versagen. Das ist ein Grund, der alle Rücksichten niederschlägt.

Eugenie war keines Wortes mächtig. Das hatte sie nicht gefürchtet. Sie preßte ihre zarten Hände auf den Busen und starrte einige Augenblicke vor sich hin.

— Susanne, flüsterte sie endlich, Du ersinnst einen Scheingrund.

— Nein, nein! versicherte die Zofe.

— Wir müssen die Angabe beweisen.

— Ich stelle einen Zeugen.

— Wen?

— Franz, den Kammerdiener.

— Der Mensch wird seinen Herrn nicht verrathen.

— Mir zu Liebe wird er die Wahrheit sagen.

Eugenie sprang auf. Ein seltsames Feuer glühete in ihren großen Augen. Mit tragischer Gemessenheit ergriff sie die Hand der Zofe.

— Susanne, sagte sie, schaffe mir den Zeugen, und ich rette meine Ehre! Versprich dem Kammerdiener Geld, ich zahle Alles.

— Geld nützt in diesem Falle nicht, antwortete die verschmitzte Zofe; ich kenne Franz zu genau. Aber ich besitze ein Mittel, ihn zu zwingen, auf unsere Seite zu treten und den Dienst aufzugeben.

— Nenne mir das Mittel, ich bezahle es.

— Franz liebt mich, er hat um meine Hand angehalten.

— So heirathe ihn.

— Du lieber Gott, wir sind Beide so arm, daß wir uns keinen Heerd gründen können. Bei den schlechten Zeiten muß man wohl darauf Rücksicht nehmen.

— Bin ich nicht da, um Dich zu unterstützen? fragte Eugenie stolz. Mir kommt es auf einige Tausend Thaler nicht an.

— O, wie großmüthig Sie sind! rief die schlaue Susanne gerührt. Aber ich werde mich von meiner guten Herrin trennen müssen — die Trennung nach einem zehnjährigen Dienste, in dem ich mich so glücklich fühlte, wird mir fast unmöglich!

— Susanne, heirathe mir zu Liebe den Kammerdiener — Du wirst glücklich werden, denn ich will Dich glänzend ausstatten. Besuche mich jeden Tag, wir plaudern dann über Deine Ehe — Susanne, Du mußt den Franz heirathen, damit er als mein Zeuge auftritt!

Die Zofe küßte die glühende Hand der Baronin.

— Ach, gnädige Frau, um Ihnen meine Ergebenheit zu beweisen, konnte ich mich wohl dazu entschließen, obgleich Franz nicht ganz nach meinem Geschmacke ist.

Eugenie riß einen Kasten ihres Schreibtisches auf.

— Nimm! Nimm! rief sie, fast besinnungslos vor Aufregung. Dieses Portefeuille enthält Banknoten — wieviel weiß ich nicht. Aber sie werden wohl genügen, um dir den Kammerdiener annehmbar zu machen. Diesen Abend stelle ihn mir als deinen Verlobten vor — so nimm doch dieses Portefeuille, Susanne, oder ich muß glauben, daß ich Dir Nichts bin, daß deine Anhänglichkeit erlogen war. Genügt die Summe nicht, so werde ich sie verdoppeln. Aber heirathe, Susanne, heirathe. Dein Mann wird für mich vor Gericht zeugen!

Susanne hielt das Portefeuille in der Hand. Eugenie war erschöpft auf den Divan gesunken; die rasch wechselnden Gemüthsbewegungen hatten ihr die Kraft geraubt.

— Gnädige Frau, beruhigen Sie sich nur, sagte mit erkünstelter Rührung die Zofe; ich werde Ihnen zu Liebe meine Freiheit opfern, damit Sie die Ihrige wiedererlangen. Ach, ich könnte noch mehr für Sie thun!

— Nein, mehr verlange ich nicht, Susanne! Erreiche ich den Zweck, den du kennst, so bin ich vollkommen zufriedengestellt. Ich habe meinem Vater geschrieben, daß er so rasch als möglich kommen, — auch er soll erfahren, was du für mich gethan — und du weißt ja, daß ich seine einzige Tochter, sein Alles bin! Also ich habe dein Wort!

— Ja, gnädige Frau!

So war die Frau, die ihrer selbst willen geliebt sein wollte. Sie hatte dem armen Baron die Hand gereicht, weil sie Gefallen an ihm gefunden; nun wollte sie auch die uneigennützige Liebe erwiedert sehen. In dieser Hoffnung getäuscht, erwachte ihr Stolz, und wie sie in allen Dingen extravagant, so war sie es auch in der gegenwärtigen Erregung. Durch Geld hatte man ihr den Mann erworben, durch Geld wollte sie sich seiner wieder entledigen. Wie ein eigensinniges Kind suchte sie ihren Willen durchzusetzen, die Beleidigung, die sie von dem Baron erlitten, war zu groß, als daß sie an eine Ausgleichung

denken konnte. Die Trennung von dem Manne, der sie betrogen, zurückgesetzt und gröblich beleidigt, war jetzt eben so nothwendig, als vor drei Jahren die Verbindung mit ihm. Eugenie gehörte zu den Frauen, welche sich beklagen, daß die Liebe der Männer gegen sie nicht die rechte sei und deren Ueberlegenheit darin besteht, daß sie sich bemühen die Männer glauben zu machen, eine Frau könne nicht anders als treu und ernsthaft lieben. Trotzdem aber verlassen sie gern einen Liebhaber, selbst einen Mann, vorzüglich wenn dieser unerfahren genug ist, die Frau vom Gegentheile dessen zu überzeugen, womit sie sich tröstet. Die Affenliebe des reichen Vaters hatte aus Eugenien ein bizarres Wesen erzogen; sie war noch zu jung, als daß die Schule des Lebens sie zum Nachdenken veranlassen und die Wirkungen jener Erziehung verwischen konnte. Ihrer Natur widersprach Nichts mehr, als eine ruhige und vollkommene Liebe, sie forderte Aufregungen, und das Glück, das sie nicht mehr empfand, war ihr kein Glück mehr. So lange der Mann ihr Diener war, fühlte sie sich glücklich.

Susanne hatte den Kopfputz ihrer Herrin vollendet. Der Neid mußte ihr zugestehen, daß sie in der chinesischen Frisur ein reizendes Köpfchen hatte. Sie war in der vollsten Bedeutung des Wortes eine pikante Schönheit. Das zurückgekämmte Haar, das auf dem Hinterkopfe durch einen kostbaren Perlenschmuck zusammengehalten ward, ließ ganz

die mattweiße Stirn sehen. Die Brauen über den großen blauen Augen erschienen wie mit Tusch gemalt. Die sanft gerötheten Wangen contrastirten köstlich gegen das schwarze Haar. So lag sie auf dem Divan, nachlässig in den weißen Mousselinmantel gehüllt.

— Ich muß mich erholen! flüsterte sie. Wenn du meine Glocke hörst, komm zurück.

Die Zofe entfernte sich.

Doch schon nach einigen Minuten trat sie hastig wieder ein.

— Gnädige Frau!

— Was willst du?

— Der Herr Baron folgt mir auf dem Fuße.

— Ich will ihn nicht sprechen! fuhr die junge Frau auf. Sage, was du willst; aber sorge dafür, daß ich ungestört bleibe.

In dem Augenblicke als Susanne gehen wollte, ward die Thür geöffnet — der Baron, ungewöhnlich bleich, trat ein. Schweigend deutete er mit der Hand an, daß Susanne sich entfernen möge.

Eugenie hatte sich erhoben; sie stützte die Hand auf die Lehne des Sopha's.

— Herr Baron, rief sie tonlos, in meinem Zimmer bin ich die Herrin!

Albert verneigte sich.

— So mag das Kammermädchen unsere Unterredung hören, antwortete er in kalter Ruhe.

— Meine Nerven sind angegriffen, ich bedarf der Ruhe.

— Verzeihung, wenn mich dieser Vorwand nicht veranlassen kann, meinen Besuch auf morgen zu verschieben. Die Dringlichkeit der Angelegenheit . . .

— Geh', Susanne, aber bleibe im Vorzimmer! befahl Eugenie.

Dann warf sie sich in den nächsten Sessel und wandte dem Baron halb den Rücken zu. Albert rollte einen zweiten Sessel heran und ließ sich ihr gegenüber nieder. Einige Augenblicke betrachtete er die reizende, elegante Frau, deren Gesicht sich ihm im Profil zeigte. Wie rein und edel waren die Umrisse dieses jungfräulichen Antlitzes! der Baron vermochte kaum einen Seufzer bei dem Gedanken zu unterdrücken, daß diese unschuldige Stirn eine Lüge barg.

— Wir wollen uns ruhig verständigen, begann er bebend. Ich halte dafür, daß wir die Pein abkürzen, die uns Beiden aus den eingetretenen Verhältnissen erwächst.

Eugenie hob das schöne Haupt empor und blickte stolz zu ihrem Gatten hinüber. Jede Rücksicht vergessend, fragte sie:

— Sie fordern ein Arrangement, Herr Baron?

— Ja, Madame!

— So warten Sie, bis mein Vater kommt — ich bin nicht Banquier.

Der Baron zuckte zusammen. Aber er blieb ruhig.

— Ich verzeihe Ihnen diese Beleidigung, antwortete er. Ihrem Geldstolze setze ich meinen Adelstolz entgegen.

Die so kalt gesprochenen Worte übten eine unbeschreibliche Wirkung auf die junge Frau aus, die ein anderes Auftreten ihres Mannes erwartet hatte. Die Phrase, die sie aussprechen wollte, erstarb ihr auf den Lippen, die wie im Krampfe zuckten.

— Es ist traurig, fuhr der Baron fort, daß Sie in Ihrer Verblendung mich zwingen, die einzige Waffe zu ergreifen, die mir bleibt. Wie die Sachen jetzt stehen, frage ich nicht nach dem Grunde ihres Benehmens, ich fasse nur die Wirkung desselben in's Auge, und diese hat den Mann von Ehre tief verletzt.

— Was ist das? Sie, Herr Baron, Sie beschuldigen mich, daß ich Ihre Ehre verletzt habe? rief sie auffahrend.

— Ich klage Sie zum zweiten Male an!

— Mein Herr, ich halte es unter meiner Würde, Ihnen gegenüber mich zu rechtfertigen, selbst nur den Versuch dazu zu machen.

— Es wäre auch vergebene Mühe. Mit dem Gatten suchen Sie Hader, um ihn von Ihrer Person zu entfernen; und hier, in dem verschwiegenen Boudoir, empfangen Sie Besuche . . .

— Ah, das ist es! rief Eugenie tief erröthend. Ich

benutze die Freiheit der modernen Ehe, Herr Baron! Ich benutze sie gleich Ihnen, der Sie ein reizendes Mädchen empfangen, wenn Ihre Frau ausgefahren ist. Der Edelmann steigt hinab zu der Armuth; er huldigt der Schönheit, auch wenn sie mit Lumpen bedeckt ist. Wollen Sie mir untersagen, was Sie sich erlauben? Wollen Sie bei mir verdammen, was Sie selbst thun? Ich bin Ihre gelehrige Schülerin — die Prinzipien der modernen Ehe haben bei mir Eingang gefunden — das ist Alles, Herr Baron. Und nun beantragen Sie die Scheidung — Sie sehen, daß ich sie Ihnen erleichtere.

— Eugenie! rief Albert bestürzt. Sie räumen es ein..

— Alles, Alles, Herr Baron! Und ich hoffe, Sie werden mir in der Offenherzigkeit nicht nachstehen. Sie lieben die Freiheit — auch ich habe sie jetzt schätzen gelernt. Wahrhaftig die sentimentale Ehe ist eine Plage für die Menschheit; sie schmiedet Fesseln, die nicht Jeder zu tragen im Stande ist. Sagen Sie dem Notar, daß er die Procedur beschleunige. —

— Genug! sagte ernst der Baron. Wir sind zu Ende.

Er erhob sich, grüßte und verließ das Zimmer.

— So mußte ich handeln! rief Eugenie, die ihrer Sinne kaum noch mächtig war. Bertha wird meine Standhaftigkeit loben. Und somit habe ich nicht nur meine Ehre gewahrt, ich habe auch eine empfindliche Rache geübt.

Der Uebermuth dieses Mannes geht wirklich zu weit; er spricht von Adelstolz — das heißt mit andern Worten: es ist eine große Ehre für mich, daß ich seine Gattin vorstellen darf. Jetzt sieht er, wie wenig mir an dieser Ehre liegt.

Sie zog heftig die Glocke. Susanne erschien.

— Vollende die Toilette! befahl sie.

Es geschah.

— Sie sind sehr aufgeregt, gnädige Frau, sagte theilnehmend die Zofe.

— Aber freudig aufgeregt! Ich bedarf zwar des Zeugnisses deines Franz nicht mehr; aber ich werde mein Wort halten und dich ausstatten. Die Welt soll sehen, wie die Tochter eines Millionärs für ihre treue Dienerin sorgt.

Als Eugenie angekleidet war, befahl sie den Wagen. Sie stieg ein und fuhr zu Bertha, mit der sie später das Theater besuchte.

VI.

Am folgenden Morgen brachte Susanne ihrer Herrin die Nachricht, daß der Baron seine Sachen habe packen lassen und ausgezogen sei.

— Wohin? fragte Eugenie.

— Franz hat die Koffer zu dem Lieutenant von Bibra schaffen müssen.

— Gut, so kann der Herr Baron dort seine Schöne empfangen.

— Hier sind die Schlüssel zu den Räumen des Parterre's.

— Gieb sie dem Portier.

Es trat nun eine Zeit der Ruhe ein; die junge Frau überdachte ihre Verhältnisse, und als der Zorn sich ein wenig gelegt, fühlte sie eine Anwandlung von Bedauern, in das sich auch das schmerzliche Gefühl von Reue mischte. Sie sagte sich, daß sie zu rasch, zu heftig verfahren sei und daß sie den Baron hätte anhören müssen, da er doch möglicherweise gekommen sein könne, um eine Annäherung und Aussöhnung herbeizuführen. Eugenie suchte alle Gründe auf, die nur irgend geeignet waren, ihr Benehmen zu rechtfertigen; sie wollte die Reue dadurch entkräften, daß sie sich vorspiegelte, ihre Ehre erfordere die Trennung von dem Manne, der sie so schmählich betrogen hatte. Albert war in ihren Augen ein Roué, ein abscheulicher Mensch, der nicht verdiente, daß man an ihn denke. Aber sie dachte immerfort an ihn, sie konnte das schmerzliche Gefühl nicht paralysiren, denn — sie liebte den Baron. Aber sie wollte die Liebe nicht gelten lassen.

Mit Ungeduld erwartete sie die Ankunft des Vaters.

Gegen Mittag kam Bertha, die bereits davon gehört, daß der Baron bei dem Lieutenant wohne. Eugenie warf sich ihr weinend in die Arme.

— Du hast Recht gehandelt, meine Beste, sagte die Wittwe. Albert ist ein eigensinniger Kopf, dem man nicht alle Launen mit himmlischer Geduld nachsehen muß. Wenn wir Frauen unsere Autorität dem Manne gegenüber aufgeben, so sind wir verloren.

— Er leugnet nicht einmal den schmählichen Besuch! rief Eugenie schluchzend. Der Bösewicht gab sich nicht die Mühe, mich dadurch zu beruhigen, daß er die Vorgänge in einem milden Lichte darstellte.

— Was wollte er denn eigentlich?

— Er sprach von einem friedlichen Arrangement.

— Ah, immer Arrangement! Und was thatest Du?

Eugenie erzählte Alles. Ihre Erzählung ward oft von Thränen unterbrochen. Bertha suchte zu trösten.

— Es ist klar, sagte sie ernst, der Baron hegt Absichten, die Dich tief verletzen müssen. Seine Heirath hat nicht Liebe, sondern Speculation, die Sucht den großen Herrn zu spielen, geschlossen. Aber ich begreife diese grenzenlose Verblendung nicht! Wie kann man ein großes Vermögen und eine junge, liebenswürdige Frau so leichtsinnig aufgeben!

— Weil er liebt, weil er eine Abenteuerin liebt, die ihn schlau zu umstricken weiß. Bertha, bedenke den Eclat, den unsere Trennung hervorbringen wird! Und wie wird die böse Welt den Fall beurtheilen? Albert steht im Vor-

theile; man wird sagen: seine Frau hat ihn nicht zu fesseln vermocht, trotzdem sie ein großes Vermögen besitzt — er verläßt das prachtvolle Hotel, weil er nicht mehr darin leben kann!

— Eugenie, rief heiter die Wittwe, vergiß den beschränkten, undankbaren Baron, der seine Thorheit und Tollheit bald bereuen wird, reise diesen Sommer in ein Bad, und wähle Dir einen Gatten, der Dich Deiner selbst wegen liebt. Tritt unter fremdem Namen auf und stelle Dich, als ob Du ohne Vermögen wärst. Die gerichtliche Scheidung wird bald besorgt sein — dann reise in Gottes Namen und ich werde Dich begleiten. Der Lieutenant mag warten, bis ich zurückkehre.

Diesen Plan ergriff Eugenie in einer Art verzweiflungsvoller Freude. Beide Freundinnen gelobten sich treue Anhänglichkeit und beschlossen, die Annehmlichkeiten des Lebens gemeinsam zu genießen. Man besprach Lustparthien, besuchte die Modewaarenmagazine, das Theater, die Concerte und zeigte sich in eleganten und reichen Toiletten in den Promenaden der Residenz. Unter diesen Zerstreuungen, die Bertha leitete, wollte Eugenie den Verlauf des Scheidungsprozesses abwarten.

Vierzehn Tage waren verflossen; noch immer kam keine Zuschrift von dem Notar. Eugenie hegte im Grunde ihres

Herzens den Wunsch, daß Albert seinen Entschluß ändern möge; sie fühlte sich geneigt, den Reumüthigen aufzunehmen und ihm die Verirrung zu verzeihen. Sie selbst hatte sich ja keine Vorwürfe zu machen, sie konnte ihm mit freier Stirn unter die Augen treten. Es regte sich sogar die Lust in ihr, ihn zu entschuldigen und anzunehmen, daß der Besuch, den er empfangen, nicht so strafbar sein möge, als sie ihn hielt. War nicht der Schein der Sträflichkeit auch gegen sie selbst gerichtet? Mußte Albert nicht glauben, daß sie sich eines Vergehens schuldig gemacht? Und doch war der Besuch des Schreibers so unverfänglicher Natur, daß Niemand sie verurtheilen durfte. Dasselbe konnte ja auch bei dem Baron der Fall sein. Die junge Frau befand sich in einer peinlichen Gemüthsstimmung; Bertha's Frohsinn konnte diese Stimmung nicht verscheuchen, und die Aussicht auf die Badereise hatte nur einen geringen Reiz noch. Da ließ sich eines Morgens Julius Walther melden. Die Baronin, die auf Neuigkeiten hoffte, empfing ihn. Der junge Mann trat mit betrübter Miene ein.

— Was bringen Sie? fragte Eugenie hastig.

— Keine gute Botschaft, gnädige Frau.

— Fassen Sie sich kurz — spannen Sie mich nicht lange auf die Folter. Wie steht es mit dem Prozesse?

— Von dem Prozesse weiß ich nichts.

— Aber Sie arbeiten doch in dem Büreau des Notars!

— Es muß mich Jemand verrathen haben, gnädige Frau . . .

— Unmöglich! Es weiß Niemand um Ihren ersten Besuch — die Angelegenheit ist ein tiefes Geheimniß.

— Und dennoch hat man es verrathen. Schon seit einiger Zeit bemerkte ich, daß der Notar eine ungewöhnliche Vorsicht gegen mich beobachtete; er ließ den zweiten Schreiber in seinem Kabinette arbeiten, während er mich mit unwichtigen Dingen beschäftigte. Heute morgen kündigt er mir an, daß ich auf der Stelle entlassen sei und nie wieder sein Büreau betreten solle, da er einen Menschen, der Geschäftsgeheimnisse verrathe, nicht dulden könne. Ich komme nicht, gnädige Frau, um mich bei Ihnen zu beschweren, denn Sie haben mich so reichlich beschenkt, daß ich den Gehalt des Notars lange entbehren kann; aber ich fühle mich zu der Anzeige verpflichtet, daß mir die Möglichkeit genommen ist, Ihre Interessen zu wahren.

Die Baronin erblickte in der Entlassung des Schreibers einen gegen sie gerichteten Schritt. Aber wer hatte das Geheimniß verrathen? Wer hatte dem Baron, wer dem Notar Mittheilung gemacht? Außer Susanne und Bertha hatte sie keine Vertraute. Dieser Umstand war wohl in's Auge zu fassen.

— Herr Walther, kümmern Sie sich nicht, sagte sie nach einer langen Pause. Ich werde dafür sorgen, daß

Sie Ihre Entlassung verschmerzen können. Wenn Sie Ihre Dankbarkeit gegen mich nicht so bethätigen können, als Sie es wünschen, so ist das nicht Ihre Schuld. Auch ist mir der Prozeß gleichgültig. Ich habe Ihnen einen Besuch in der Wohnung Ihrer Braut versprochen — in den nächsten Tagen sehen Sie mich dort — wir werden dann überlegen, was für Ihre Zukunft zu thun ist.

Mit diesem Trost entließ sie den jungen Mann. Demnach war die Angelegenheit in ein neues Stadium getreten. Eugenie wußte nun, daß man sie beobachtete und daß dem Baron die Person bekannt war, von der sie einen Besuch empfangen. Der Gedanke, daß Albert erfahren, sie habe den Schreiber des Notars als Beobachter gedungen, trieb ihr die Schamröthe in das Gesicht. Ihr Zorn erwachte wieder, und sie nahm sich vor, dem Verlaufe der Dinge ruhig zuzusehen. Die Zerstreuungen, die Bertha bot, genügten nicht, um sie vor Langeweile zu schützen; in den Stunden, die sie allein verbringen mußte, fühlte sie sich einsam und verlassen. Ein Mißmuth stellte sich ein, dessen Aeußerungen Susanne zu tragen hatte. Die Zofe war geduldig wie ein Lamm, sie kannte ja den Lohn, der ihrer harrte.

Franz stand immer noch im Dienste des Barons.

Eines Morgens wollte Eugenie das Hotel verlassen. Indem sie über die Hausflur ging, sah sie Theresen, die

mit dem Portier sprach. Es war Sonntag — das junge Mädchen hatte sich geschmückt. Es trug einen einfachen, geschmackvollen Strohhut, ein leichtes Umschlagetuch und ein sauberes Kattunkleid. Therese sah heute so anmuthig und frisch aus wie eine Mairose. Die schlanke Gestalt und das zarte Gesicht fielen der Baronin auf. Therese war so erschreckt, als sie die stolze Dame sah, daß sie einen Augenblick wie versteinert stand.

— Wen suchen Sie? fragte Eugenie, die von einer unheilvollen Ahnung durchbebt ward, in einem heftigen Tone.

Aber zugleich erstaunte sie über das reizende Geschöpf, das vor Angst nicht wußte, was es beginnen sollte. In Eugenien regte sich die Eifersucht. Diese mußte die Zerstörerin ihres ehelichen Glücks sein, sie mußte sich selbst bekennen, daß sie noch nie eine so poetische Schönheit gesehen hatte.

Therese zitterte vor den funkelnden Augen der Baronin.

— Suchen Sie mich? fragte Eugenie noch einmal.

— Nein.

— Darf man es wissen?

— Den Herrn Baron von Heßmann.

— Der Baron ist verreis't.

— So werde ich wiederkommen, wenn der Herr Baron zurückgekehrt sein wird.

Therese grüßte flüchtig und eilte aus dem Hotel. Die arme Baronin sah bestürzt den leichten, schwebenden Gang des jungen Mädchens, den kleinen und zierlichen Fuß und den schönen Oberkörper, der sich unter dem dünnen Tuche deutlich abzeichnete. Sie begriff, daß die Unbekannte einen Mann fesseln konnte. Aber sollte sie nicht wissen, daß der Baron das Hotel verlassen hatte? Offenbar wußte sie es nicht, und Beide hatten sich folglich seit dem Auszuge nicht gesehen. Diese Ansicht, die Eugenie schnell gewann, wirkte beruhigend. Sie verschmähete es, den Portier auszufragen, und ging zu Bertha, der einzigen Freundin, die ihr geblieben. Die Unbekannte bildete natürlich das Thema des Gesprächs. Die Wittwe brach bald ab; sie schlug für den Abend eine Promenade zu dem Schreiber vor, den sie zu sehen wünschte. Man beschloß, sich einfach zu kleiden und den Gang in der Dämmerung anzutreten. Fast theilnahmlos willigte die Gattin ohne Gatten ein; ihr war es lieb, daß sich eine neue Zerstreuung bot.

Gegen acht Uhr kam Bertha; sie war so unscheinbar gekleidet, daß man sie kaum erkannte. Eugenie mußte lächeln.

— Du wirst Dich eben so kleiden! rief heiter die Wittwe. Hut und Mantel gehören meinem Kammermädchen.

Susanne mußte von ihrer Garderobe hergeben, was zu der Verkleidung nöthig war. Nachdem Bertha den Auf-

trag gegeben, daß der Wagen um neun Uhr am Westthore halten solle, entfernten sich die beiden Frauen Arm in Arm.

Der Frühlingsabend war warm und mild. In der Promenade, die nach dem Thore führte, wogten die Sonntagsspaziergänger auf und ab. Die Umgebung, neu für die Baronin, die stets zu fahren pflegte, bot eine heilsame Zerstreuung. Man erreichte glücklich das Thor. Rechts lagen die Häuser der Armen, still und einsam. Aus einzelnen Fenstern blickte Licht. Eugenie wußte nicht einmal, daß diese Häuser das Eigenthum ihres Vaters waren und daß der Schweiß der Armuth die Kosten für ihren Luxus deckte.

— Ich finde das Haus nicht, meinte sie. Die ganze Gegend scheint mir eine andere zu sein.

— Suchet, so werdet ihr finden! antwortete Bertha.

Sie gingen auf der Fahrstraße weiter. Aus dem letzten der Häuser, das seitwärts zwischen zwei Pappeln lag, erklangen die Töne eines heisern Klaviers. Dazu sang die zitternde Stimme eines alten Mannes. Bertha zog ihre Begleiterin mit sich fort, indem sie sagte:

— Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder!

Nach zwei Minuten standen sie an dem niedern Fenster. Zwar waren die Gardinen zusammengezogen, aber eine Spalte gestattete, daß man das erhellte Stübchen über-

sehen konnte. Links saß der greise Schulmeister am Klavier; er spielte und sang mit einer Begeisterung, die ihn der Welt entrückt zu haben schien. Dabei sah er unbeweglich nach der Decke. Rechts bot sich den beiden Lauscherinnen eine reizende Gruppe. Therese saß auf einem Stuhle, und vor ihr kniete Julius, über den ausgestreckten Händen Seide haltend, welche die Stickerin abwickelte. Welche Seligkeit sprach sich in den Zügen der Liebenden aus! Sie wurden nicht müde, sich anzusehen und sich anzulächeln. Die langweiligste aller Beschäftigungen war ihnen angenehm. Therese schlug mitunter dem Knieenden auf die Finger — dafür aber mußte sie durch einen Kuß büßen.

— Ist das Dein Schreiber? fragte Bertha leise.

— Ja.

— Die Braut ist ein anmuthiges, liebes Kind. Wie zärtlich sie den Glücklichen anblickt. Das ist die erste, reine, unschuldige Liebe.

— Meinst Du, Bertha?

— Ich täusche mich nicht.

— Aber ich sage Dir, daß dieses Mädchen die Unbekannte ist, die heute morgen nach dem Baron fragte.

— Still! flüsterte Bertha. Der Alte spielt nicht mehr.

Der Schulmeister stand auf und tappte nach seinem Lehnstuhle, auf dem er sich niederließ.

— Der Baron kommt nicht! rief er aus. Die großen Herren sind nicht pünktlich, man kennt das schon.

— Vater, entgegnete Therese, in seinem Briefe schrieb er, daß er nach acht Uhr kommen wollte — unsere Uhr zeigt ein Viertel nach acht — er wird schon kommen. Ich habe nur einmal mit ihm gesprochen; aber ich muß gestehen, daß er ein freundlicher, liebenswürdiger Herr ist, der gewiß sein Wort halten wird.

— Du bist bei dem Baron gewesen? fuhr Julius auf.

— Ja, antwortete Therese keck. Ich habe ein Geschäft bei ihm gehabt. Himmel, was für Augen Du machst! Julius, ich glaube, Du bist eifersüchtig.

— Davon hättest Du mir wohl ein Wort sagen können.

— Ich habe sie geschickt! rief der Alte.

— Julius, sagte Therese, die sich von ihm abgewandt hatte, die Art und Weise, wie Du fragst, sollte mich verletzen — wenn Du mir nicht so viel Vertrauen schenkst —

— Therese!

— Es ist auch wahr! Mein Besuch bei dem Baron hatte keinen unlautern Grund.

— Aber Du sagtest, der Baron sei liebenswürdig . . .

— Ja, das ist er, denn er hat ein gutes Herz; er wird auch halten, was er versprochen.

— Was hat er Dir denn versprochen? fragte neugierig der Schreiber.

— Daß er meinen Vater besuchen wolle. Julius, Dein Argwohn kränkt mich, fuhr Therese fort; wie soll es werden, wenn wir auf längere Zeit getrennt sind?

— Nun weinst Du, Therese — ich wollte Dich ja nicht kränken. Mein Vertrauen zu Dir steht fest; aber hättest Du mich gefragt, so würde ich Dir abgerathen haben, den Baron zu besuchen.

— Warum denn? Warum denn? fragte der Blinde.

— Weil der Baron sich von seiner Frau scheiden lassen will, von seiner schönen und guten Frau. Das ist ein böses Zeichen! Und gerade jetzt gehst Du zu dem Manne...

— Mein Freund, rief Therese, was Du da sagst, ist mir allerdings neu, ich habe das bis jetzt nicht gewußt; aber wirf die Schuld nicht auf den Baron. Wer die Baronin gesehen hat, die ein wahrer Drache sein muß, kann sich den Grund der Scheidung leicht erklären. Himmel, wie glüheten ihre Augen, wie zitterte sie vor Zorn und wie kniff sie die Lippen zusammen — eine solche Frau kann den Mann wohl dahin bringen, daß er an Scheidung denkt. Die Dame ist schön, sehr schön, aber ich möchte nicht immer um sie sein. Wenn mir mein Mann einmal in solcher Aufregung entgegenträte, in der ich die Frau Baronin gesehen, ich bliebe auch nicht bei ihm.

Bertha zog Eugenien zurück.

— Dort kommt ein Mann! flüsterte sie. Ich glaube, es ist der Baron.

Sie verbargen sich hinter den starken Stamm des Baumes, der in der Nähe stand. Ein Mann bog von der Straße ab und klopfte an die Thür des Hauses, die rasch geöffnet ward. Der Mann, der einen kurzen Mantel und einen Hut mit breiter Krämpe trug, verschwand, die Thür schloß sich wieder und Alles war still. Bertha zog die Freundin, die willenlos folgte, an das Fenster zurück.

— Nun werden wir die Katastrophe eines Familiendramas sehen! flüsterte die Wittwe.

Eugenie athmete kaum, als sie den Baron sah, der den Greis umarmt hielt.

— Ach, Herr Baron, wie glücklich macht mich Ihr Besuch! rief bewegt der Alte. Verzeihen Sie mir, wenn ich mit den Händen tasten muß — aber ich bin blind, ich kann meinen lieben Schüler nicht sehen — aber er steht immer noch vor meinem innern Auge mit seinen offenen, treuen Zügen, und seine Stimme erkenne ich wieder — —

— Mein würdiger Lehrer, rief gerührt der Baron — so muß ich Sie wiederfinden! Ein hartes Schicksal hat Sie schwer heimgesucht — und Sie haben sich mir nicht früher genähert, daß ich eine heilige Schuld der Dankbarkeit abtragen konnte.

Er führte den Greis zu dem Stuhle zurück. Julius

und Therese hatten das Stübchen verlassen. Die beiden Männer befanden sich allein, sie unterhielten sich eine Zeitlang von der Vergangenheit, von dem Schicksale geliebter Personen und kamen endlich zu der Gegenwart zurück.

— Sie sind glücklich geworden, Herr Baron — o, das freut mich, denn Sie verdienen es . . .

— Nein, mein lieber Freund, mein zweiter Vater; ich bin in diesem Augenblicke sehr unglücklich.

— Wodurch?

— Durch den Reichthum. Ihnen kann ich es wohl sagen: meine Ehe ist eine traurige. Und doch liebe ich meine Frau, die von Natur gut, aber durch die Erziehung, die sie von ihrem verblendeten Vater erhalten, verdorben ist. Wäre sie in Ihrer Schule gewesen, besäße sie Ihre Prinzipien und Ihre Weltanschauung, sie würde eine vollkommene Frau sein. Meine Eugenie will ihrer selbst willen geliebt sein; und doch thut sie so wenig, um Liebe zu verdienen. Sie peinigt mich mit den Launen eines übermüthigen Kindes und weis't ihrem Manne, der ihr nichts als ein treues Herz zugebracht, die Stellung eines Dieners an. Zwei Jahre lang habe ich ihr Geduld und Milde entgegengesetzt, hoffend, daß ihr Herz endlich den Sieg über die Launen davon tragen, daß der Verstand ihr einen bessern Weg zeigen würde — es war umsonst, ich mußte durch energische Mittel die Ehre des Mannes wahren,

mußte darauf bedacht sein, meine Frau von der gefährlichen Bahn abzulenken. Dies gab Anlaß zu den verdrießlichsten Auftritten. Das Leben ward mir zur Last, und oft verwünschte ich den Reichthum, der das mit so herrlichen Anlagen von der Natur ausgestattete Weib verdorben hatte. Eugenie beklagte sich bei ihrem Vater, der in Paris das Leben eines reichen Mannes führt — und der Vater, der wähnt, er habe den Baron seiner Tochter gekauft, damit sie mit ihm in einer modernen Ehe lebe, der Vater will sein Kind, das in einer Hölle zu leben vorgiebt, wieder glücklich machen und hat seinem Notar einen unbegrenzten Credit eröffnet, daß er die Scheidung durch jedes Mittel herbeiführe. Der Notar, mein Freund, setzte mich von dem Auftrage, der ihn selbst mit Entsetzen erfüllt, in Kenntniß — ich wollte mich mit meiner Frau verständigen — sie wies mich ab, beschuldigte mich der Lieblosigkeit, sprach von ihrem Reichthume, der mich zu ihr geführt, ja selbst von Untreue, die sie durch den Besuch Ihrer Therese zu begründen suchte. Ich führe den letztern Umstand an, um Ihnen ein Beispiel von der Denkweise meiner Frau zu geben. Sie peinigt mich, sie peinigt sich selbst.

— Man muß den Vater aufklären! rief der Blinde.

— Das ist unmöglich!

— Ich werde mit ihm sprechen, ich kenne Sie, mein Schüler, am Besten.

Nach dem Briefe, der heute von Paris an den Notar gelangt ist, bin ich es meiner Ehre als Edelmann schuldig, daß ich die Scheidung beantrage. Ich bedauere die arme Eugenie, die ein Opfer verblendeter Vaterliebe geworden; aber ich kann ferner nicht mit ihr leben. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich mit blutendem Herzen von ihr trenne. Sie sehen also, daß der Reichthum mein Unglück herbeigeführt hat.

In diesem Augenblicke verließ Eugenie schwankend das Fenster.

— Wohin? flüsterte Bertha, die ihr folgte.

Die Baronin sank weinend in die Arme der Freundin.

— Kann ich denn noch glücklich werden? fragte sie schluchzend.

— Mir scheint, der Baron hat dem blinden Lehrer ein treues Portrait von Dir entworfen.

— Bertha, mir scheint, Du hast mich vor den Spiegel geführt, damit ich mein wahres Bild erblicken sollte.

— Weil ich Deine wahre Freundin bin!

— Glaube mir, ich habe mich in der letzten Zeit erkannt, denn — ich liebe meinen Mann.

— Das habe ich gewußt, und darum habe ich ihm auch verrathen, daß der Schreiber Dich besucht hat.

In diesem Augenblicke schlug es neun. Der Wagen fuhr heran. Die beiden Frauen stiegen ein und fuhren

nach dem Hause der Wittwe. Eine halbe Stunde später ward Edmund von Bibra und der Baron von Heßmann angemeldet. Mit der Leidenschaftlichkeit, die Eugenien eigen, flog sie ihrem Gatten entgegen und hing sich an seinen Hals. Bertha und Edmund traten in das angrenzende Zimmer, um die beiden Gatten in ihren Herzensergießungen nicht zu stören und ihnen Zeit zu Erklärungen zu lassen.

Der Leser möge es dem Verfasser verzeihen, wenn er ihn nicht zum Zeugen dieser Versöhnung macht, sondern die Thür des Zimmers schließt, in dem Albert und Eugenie sich gegenseitig verständigen.

Als um zehn Uhr die beiden Paare bei Tische saßen, brachte Bertha den ersten Toast auf ein Stückchen moderner Ehe; sie fügte hinzu, daß man weder zu altmodisch, noch zu modern leben müsse, denn die goldene Mittelstraße führe stets zu einem schönen Ziele.

Drei Tage später kam der Banquier aus Paris an. Er war erstaunt, als Eugenie ihm sagte:

— Vater, Du hast mir einen Mann gekauft, den ich deshalb behalten will, weil er unbezahlbar ist. Als ich Dir meine Briefe schrieb, wußte ich noch nicht, daß er mich meiner selbst willen liebt.

— Und jetzt weißt Du es, mein Kind?

— Ich bin fest davon überzeugt!

— So brauche ich Dir nicht einen zweiten Mann zu

kaufen. Herr Baron, ich verdoppele die Rente, die meine Tochter bis jetzt bezogen hat.

— Vater, rief Albert, ich bin jetzt so reich, daß ich eines Zuschusses nicht mehr bedarf!

— Es ist nur für alle Fälle, meinte der alte Finanzier.

Als der Baron im Juli mit seiner Gattin in das Bad reis'te, war Bertha mit ihrem Lieutenant schon getraut. Der Blinde bewohnte ein Zimmer in dem Hotel am Paradeplatze, Julius reis'te nach Göttingen, um Medicin zu studiren, und Therese begleitete Eugenien als Gesellschafterin. Sie wollte den Beweis liefern, daß sie nicht mehr eifersüchtig sei. Susanne und Franz hatten ihren Abschied erhalten. Die alte Zofe, die jetzt mit ihrem Manne ein angesehenes Café besitzt, ist nicht so verschwiegen gewesen, als sie es der Baronin versprochen — ihr verdankt der Verfasser den Stoff zu der vorliegenden Erzählung.

Druck von Umlauf & Lüder in Leipzig.